

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Theodor Jakobs

Zwischen sieben Toren

[Neudr.], Rostock: Hinstorff, 1942

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn828795525>

Druck Freier  Zugang



OCR-Volltext

Theodor Jakobs



MK -

45
(4b)

T.M. Leonhardt

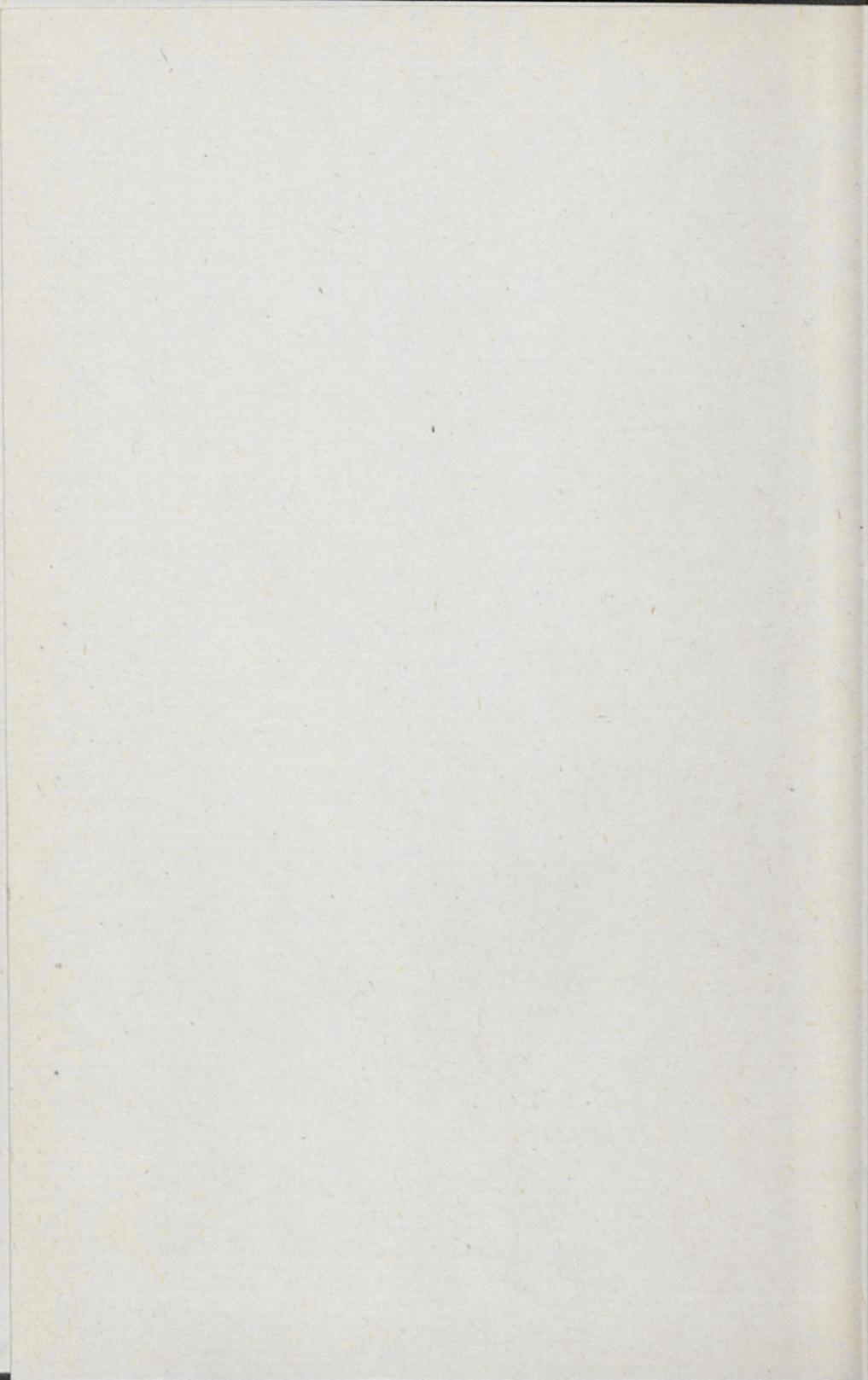
chen Sieben Toren

MK-75(26)



UB Rostock
28\$ 010 132 058





Die Gabler wir reisst
wir sinkt wir rinnen.

Franziska

Fr. 1943.

John C. H. Smith
1870

John C. H. Smith

Theodor Jakobs ✓ Zwischen sieben Toren

Der Kamp

Eine mecklenburgische Buchreihe

Herausgegeben im Auftrage des Gaupropagandaamtes
der NSDAP.

von

Rudolf Ahlers

Landesleiter der Reichsschrifttumskammer

Band 2



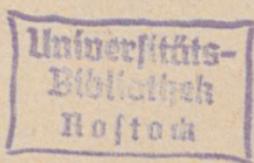
Carl Hinstorffs Verlag / Seestadt Rostock

Theodor Jakobs

Zwischen
sieben Toren



Carl Hinstorffs Verlag / Seestadt Rostock



1983.507.

1942

Verlags-Nr. 2 / 42

Druck C. G. Hendeß, G. m. b. H., Köslin

Den Titel des Umschlages zeichnete P. M. Leonhardt
Seestadt Rostock

Mien Heimat

Du büst as mien Mudder ehr Kleederrock,
wo ik mi achter verkröp.

Du büst mien Stuw in dei Schummerstunn'n
dei ümmer na Hus mi röp.

Dei Frömm' wier bunt as 'n Bloomenstruuß,
dei Sünn' stünn klor an 'n Häwen,
un dei Minschen wiern dor god un woor
und doch künn 'k dor nich läwen.

Ik möt up dei ollen Koppsteen gahn
un dörch dei ollen Straaten.

Dei Wind möt äwer datt Water gahn
möt olle Hüser straken.

So büst du Heimat mien Kleederrock
un Mudder is Schummerstunn'n.

Mien Rostock is datt grote Hus,
wo ik mi wedder funn'n.

I.

In der Nacht war viel Nebel von der See gekommen. Er braute nun um die Türme und Tore der alten Stadt und fiel in die Straßen, daß die Kopfsteine feucht wurden und die gelben Blätter naß und schwer liegen blieben. Die Luft war so diesig, als ob sie den Morgen und die Arbeit noch nicht haben wolle, und da der Wind auch nirgends Atem holte, blieb das Wetter trübe und der Himmel fern. Darum klang das Klopfen der Niethämmer von der Werft und das Tuten der Dampfer hohl und verloren. Von den hohen Speichern lärmten die eisernen Windenketten, und die Arbeiter, die die Lasten auf die Rollwagen luden, sahen sie in dem Nebel erst kurz über ihren Köpfen.

Am Morgen waren viele Bauernwagen mit Zwiebeln durch die Tore gekommen. In langen Reihen, Rad neben Rad und Deichsel neben Deichsel, standen die Fuhrwerke auf dem Neuen Markt. Die Bauern legten ihren Pferden warme Decken über, hängten alte Säcke oder Tücher über die Radnaben, damit sich niemand an dem Wagenfett beschmutzen konnte, und bezahlten an den alten Schutzmann ihr Standgeld. Ein Bauer aus Bargeshagen schlug sich die Arme um den Leib, weil ihm so schudderig war, seine Frau rieb ihre roten Hände, und

band sich das wollene Tuch fester um die Brust. Der Bauer vom Wagen nebenan holte aus seiner Joppentasche eine schmale Flasche, hob den Kopf wie ein Huhn, das seinem Gott für den Tropfen dankt, und wärmte seinen Leib von innen. Vorsichtig wurde die Flasche wieder eingesteckt, dann legte der Mann seine große Hand wie einen Schirm über die Augen, und versuchte die Zeit an der Rathausuhr zu entziffern.

„Fru, hüt ward datt woll oewerhaupt keen Dag!“

„Dag ward datt noch, Mann, blot dei Sünn'n hett sick verkrapen.“

Ein Büdner aus Stäbelow, der langsam und bedächtig die guten und gesunden Zwiebeln oben auf die Körbe legte, meinte: „Tjä, wenn 't noch Rägen giwt, könn' wi mit uns' Zypulls wedder na Hus trecken. Dor is ok noch gor keen Läben.“

„Läben? Hürst du nich denn'n Dudelkasten?“ sagte der Bauer aus Bargeshagen.

„Watt is hier Dudelkasten, dei Dalers möten kloetern.“

Als der Stäbelower das sagte, war seine Nase spitz und der Mund hungrig.

Von der Wasserstraße her kam orgelnd „Weiße du, Mutter, was mir träumte“, und ein Tamburin schellte und klirrte zu dem Lied, obwohl es zwischen hellen Häusern und hoher fremder Sonne zuhause war, aber der Zwiebelmarkt versöhnte und verband alle Dinge. Auf einem Wagen, der niedrige, strohgeflochtene Kasten-

wände hatte, sang eine Bäuerin das Lied mit, und da sie auch sonst gut und manierlich aussah und die blanken Augen freundlich unter dem schwarzen, krausen Kopftuch lagen, kam eine junge Köchin in einem rot-weiß gestreiften Kleid, das weiße, gestärkte Häubchen auf dem hellen Haardutt, an den Wagen heran und fragte nach dem Preis der Zwiebeln.

„Fatt sößtig Penning, Frollein!“

„Düer noog, wo 't upstunns soväl Zypulls giwt.“

„Slecht Johr hatt, lütt Diern.“

„Datt seggt ji Buern ümmer —; na, denn gäbens mal een Fatt.“

Der erste Handel war getan. Der Groschen rollte, und da der Tag auf Mittag ging, kamen die Rostocker aus allen sieben Straßen auf den Markt und kauften die Wagen leer. Ein aufkommender Wind trieb mit der goldgelben Zwiebelpelle sein Spiel, und als ihm dies langweilig wurde, stieg er nach oben und blies den Nebel fort, daß die Sonne in helle Freude kam. So schön wurde die Stadt mit ihren hohen, grünen Türmen, den grauen Toren, den herbstlichen Wällen, und nur um den Turm von St. Petri hing noch in blauer Helle ein grauer Nebelkranz, aber der gehörte dort wohl hin, denn die Altstädter hatten von jeher immer etwas Besonderes gehabt.

In allen Straßen orgelten die Dudelkästen, und vor dem Gasthaus zur Sonne spielten fünf Musikanten auf ihren blankgeputzten Blechen das Lied von den Buren

auf Transvaals Fluren. Jedes Haus erhielt nach altem ungeschriebenem Recht eine Strophe; wenn sie verklungen war, gingen Trompete und Klarinette einträchtig sammeln und blieben irgendwo so lange vergnüglich sitzen, daß es der durstigen Posaune zu lange währte und auch sie langsam versuchte, die Gaststätte von Pohley zu erreichen, um hier mit dem letzten Ton zu verschwinden. Kam die Trompete wieder zum Vorschein, dann steuerte das Waldhorn die steile Treppe in den Fritz-Reuter-Keller hinunter. Häufig blieb nur der vierschrötige Bläser der Baßtuba zurück und blies nüchtern sein „Budda—da, Budda—da“ als einzigen Ton in die Gegend. So war es auch heute. Wohl tauchte hin und wieder einer der Musikanten auf, daß sie sich allmählich die Steinstraße hinunterspielen konnten, als aber die Ecke vom Beginenberg ihre Strophe erhalten sollte, erklang trübe und schon langsamer als vorher nur noch das „Budda—da“, und hätte nicht Professor Gies, der auf dem Wege in seine Klinik war und die Straße kreuzte, der Baßtuba ein blankes Geldstück gegeben, wäre sie wohl still und einsam in den „Schewen Tweeback“ gewandert, um dort beim Hohen-Sprenger Bier Trost zu suchen. Nun spielte sie weiter, auch das Waldhorn kam heran, und nach einer Weile waren alle Instrumente wieder beisammen. Schmetternd und noch lauter als zuvor erklang das Burenlied. Überall drang es hin, selbst bis in die Klassenräume der Wallschule, wo die Lehrer nun sehr laut sprechen mußten, um die Aufmerksamkeit der Jungen nicht zu verlieren.

In der dritten Klasse unterrichtete Lehrer Bockholt seine Schüler über den Siebenjährigen Krieg, doch was er davon erzählte, war so trocken wie Backpflaumen, aus denen der letzte Saft gedörrt war. Die Jungen der ersten Bänke waren noch mit dem einen Ohr in der Klasse, aber die hinteren Bänke hörten nur die Musik und freuten sich auf den freien Nachmittag, denn heute war Mittwoch. Auf der letzten Bank saß Fritz Ehmke. Sein Gesicht war hell, das kam von den Augen. Der Mund war weich geschürzt, und darüber saß eine kleine, freche Nase, wie sie nur ein Rostocker Junge haben kann, der mit Seewasser getauft worden ist. Hinter den Ohren und im Nacken saß faustdick der Schalk; er wurde aber von dem Kopfhaar, das nur bei besonderen Gelegenheiten geschnitten wurde, verdeckt. Fritz war bisher dem Lehrer gefolgt, weil nun ja eigentlich die Attacken mit wehenden Fahnen und vorneweg der König mit gezogenem Degen kommen mußten, aber alles das überging der Lehrer, und darum bekam kein Junge vor Begeisterung rote Backen. Der Lehrer schrieb viele Jahreszahlen an die Wandtafel und sprach ausführlich über die Kaiserin Maria Theresia. Frauen gingen Fritz nichts an, zumal ihm seine jüngeren Schwestern genügend Ärger machten, außerdem gehörten Schürzen nicht in eine Schlägerei, da das eine Männerangelegenheit war. So drehte Fritz denn aus dem Löschblatt seiner Kladde kleine Kugeln, legte sie auf die obere Kante der Bank und knipste sie nach vorn. Die zweite Kugel flog dem Primus, Paul Ochs,

an den Hals. Der hob sogleich den Zeigefinger und sagte wehleidig: „Herr Lehrer, man hat mich geschmissen.“

Bockholts Augen hinter den Brillengläsern wurden für einige Augenblicke etwas enger, doch er unterrichtete weiter. Draußen wurde die Musik immer lauter. Ein Marsch folgte dem andern, bis zum Mantelied und Böhmerwald. Währenddessen entschloß sich Fritz, heute nachmittag Burenkrieg zu spielen. Er wollte Burenführer, und Willi Bohn, der bei ihm in der Straße wohnte, sollte der Engländer Bullers sein, um unter dieser Benennung ein ordentliches Fellvoll zu bekommen. Denn Willi hatte von Fritz für ein sogenanntes Brennglas, das aber nur eine ganz gewöhnliche Glasscherbe war, ein prima Taschenmesser mit echter Perlmuttschale geschutert. Fritz war schon in der tollsten Schlägerei und sah sich als Sieger, da kam vom Katheder die Frage: „Ehmke, wann ist die Kaiserin Maria Theresia geboren?“

Fritz wischte mit der Hand über die Augen, zog einen Atem lang die Nase kraus, und sagte erdenfernt: „Im Siebenjährigen Krieg.“

„Falsch, der nächste.“

Das war nun Fiete Bollhagen, der in pädagogischen Gedanken gestört worden war. Er hatte darüber nachgedacht, warum am Tage des Zwiebelmarktes nicht schulfrei sei.

„In Österreich, Herr Lehrer,“ krähte Fiete.

„Kommt mal raus,“ rief die Stimme vom Katheder.

Kaum standen der Burenführer und der Pädagoge vor Bockholt, da teilte seine Hand zwei Ohrfeigen aus, daß Fritz erstaunt „Hm“ sagte.

Die Ohrfeige war bald vergessen, und als der Nachmittag kam, gehörte Fritz die ganze Straße. Mit seinem zweihändigen Schwert, auf dessen hölzerner Klinge mit glühendem Draht „Adlerauge“ eingearbeitet war, marschierte er an der Spitze eines großen Haufens Jungen in den Krieg. Neben Fritz marschierte Fiete Bollhagen und umklammerte mit seiner rechten Hand einen großen, verrosteten Trommelrevolver, der schon in der Zeit der letzten Ritter unbrauchbar gewesen war. Er war das Prunkstück des Straßenheeres. Hinter Fiete ging Richard Schult, dessen linker Arm einen mächtigen Indianerschild trug und seinen Leib beschirmte. Einst war dieser Schild ein weißer Holzdeckel von einem Butterfaß gewesen, aber sämtliche Farben aus dem Tuschkasten hatten einen Indianerkopf mit buntem Federschmuck auf das Holz gezaubert. Richard las Karl May, und er hatte sich vorgenommen, die Kopfjäger von Borneo auszurotten. Dann kam Guschi Baumgarten, der Säbelfechter. Er trug die Klinge von einem alten Studentendegen. Da der Degenkorb fehlte, hatte er sich Bindfaden als Handgriff um die Klinge gewickelt. Das Ding war ihm vor einigen Wochen aus dem offenen Fenster des Krumreichschen Paukbodens vor die Füße geflogen. Karl Beese, der hinter ihm marschierte, tutete stoßweise auf einem alten Horn, und Karl Krull trug neben ihm die Fahne. Sie war nur

noch halb, eine Hälfte war in der Straßenschlacht mit den Jungen vom Kabutzenhof verloren gegangen. Damit so etwas nicht wieder vorkam, mußte Karl Beese neben der Fahne marschieren, weil er die meisten Muskeln hatte und darum wohl am kräftigsten war. Sein letztes Verteidigungsmittel, von dem niemand etwas wußte, war Niespulver, das er in einer Blechdose in der rechten Hosentasche trug. Walter Harder aus der Realschule trug einen Rohrdegen von Bartelmann, und Adolf Münz war mit einer Lanze bewaffnet, die an der Spitze einen blauen, dreieckigen Wimpel hatte. Hinter Adolf wuchtete Alli Behr mit einem mächtigen Knüppel, der früher als Griff an einer Ruderpinne gesessen hatte. Dieser Knüppelträger eröffnete den Zug der schweren Waffen, denn was nun noch kam, trug große Holzstangen und Zaunlatten.

Ein Lied sang die Kolonne nicht, aber alle zehn Schritt stieß sie ihren Schlachtruf „Hallo—i—tüh“ aus, daß sich die Frauen mit schwachen Nerven die Ohren zuhielten. Zu allem Überfluß pfiff Alli Behr lärmend auf zwei Fingern.

Am Faulen Tor schickte der Häuptling Richard Schult als Kundschafter aus; er sollte den Heerhaufen von Bullers suchen. Wie ein Sioux begab sich Richard auf den Pfad. Währenddessen verteilte Fritz seine Mannschaft.

Um die Zeit, wo die Mütter den Kaffee „gar“ hatten und auf ihre Söhne warteten, schrie der Kundschafter von weit her: „Se sünd hinner de Petrischanz!“

„Denn man los, un mit Marach up ehr!“ kommandierte der Häuptling.

Die beiden Schlachthaufen prallten aufeinander, daß die Haare flogen und die Baulatten splitterten. Fiete Bollhagens Nase blutete; und Guschi Baumgartens Rohrdegen war von einem Gegner erobert und nach hinten geworfen worden. Von Zwischenrufen ließen sich die Jungen nicht stören. Fritz war Willi Bohn in dem Getümmel schon sehr nahe gekommen und wollte ihm wegen des Brennglases gerade das Fell versohlen, da versuchte ein Herr im dunklen Anzug und mit grauem, steifem Hut, den wilden Haufen auseinander zu bringen. Fritz sah, wie der Mann, der wohl von einer späten Mittagsfeier kam und leichte Schlagseite hatte, versuchte, Alli Behr den mächtigen Knüppel aus der Hand zu drehen. „Dammi noch mal to,“ dachte Fritz und schrie:

„Alli, schmiet den'n Kierl mit Gatsch den'n Hoot af —, dissen Pinn'nschieter!“

Alli fand keine Gatsch, denn es hatte nicht geregnet, und um sich zu helfen, riß er einen Grasbüschel mit einem Klumpen Erde aus der Schanze und warf dem Mann diese Ladung vor das weiße, steife Schemisett, daß die Erde nur so spritzte und er schimpfend von dem Amt des Friedensstifters abließ. In unverminderter Kraft ging die Schlägerei weiter. Endlich lag Willi Bohn besiegt auf der Erde; er hatte auf seiner Brust das Knie von Fritz. Nun war der Krieg aus, und in

einem leeren Schuppen auf der Petribleiche wurde die Friedenspfeife geraucht.

Die Stadt wurde schummerig. Tore und Türme versankten im Dunkel; und die Laternenanstecker mit der Ölfunzel an langen Stöcken machten in den Straßen Licht. In den Geschäften brannten die Gaslampen, und Dürten Behnck, die in der alten Steintor-Wache mit Obst hökerte, steckte die alte Petroleumlampe mit der weißen Kuppel an, die eine Blumenranke zierte. Der milde, freundliche Lampenschein bestrahlte die festen Winteräpfel und die kleinen Traubäpfel so schön, daß sie glänzten und wie mit einer Speckschwarze abgerieben aussahen. Die alte Frau wartete auf Kundenschaft. Doch was an ihrem Fenster vorüberging, waren feiertäglich gekleidete Landleute, die ins „Tivoli“ zum Bauernball wollten. Dieses Vergnügen war das Ende des Zwiebelmarktes, von dem die Rostocker angesteckt wurden und darum in die „Eisenbahnhalle“ zum Tingeltangel gingen oder bei der schwedischen Platte in der Gaststätte „Lucullus“ saßen, während die feinen Leute, die im Sommer in Warnemünde lebten, ihr Vergnügen im Hotel de Russie suchten. Dort spielte Konzertmeister Gütschow die erste Geige.

An diesem Abend mußte Fritz seine jüngste Schwester in den Schlaf wiegen, denn seine Eltern waren auch ausgegangen. Leise sang der Docht in der Lampe, und eine Treppe höher ratterte eine Nähmaschine. Als die Schwester schließt, las Fritz in seinem Weltgeschichtsbuch die Absätze aus dem Siebenjährigen

Kriege, die sein Lehrer morgens übergangen hatte. Mit Attacken und wehenden Fahnen träumte sich der Junge in den Schlaf. Einmal spitzte er noch den Mund, als wollte er „Hallo—i—tüh“ rufen, doch es schien wohl nur so und mag von den Schatten in der halbdunklen Stube gekommen sein, weil der Lampendocht so tief heruntergeschraubt war.

II.

Die Tage bekamen kurze Beine. Von den Linden, die den Wiesenweg von der alten Holzbrücke beim Petritor bis nach Carlshof umsäumten, waren die Blätter abgeweht, und mit den Kastanienbäumen am Schröderplatz war es auch nicht anders. Nur die hohen Pappeln am Pfeifenteich trugen noch ihr Laub. Sie standen inmitten der Wiesen wie ein hoher, grüner Buschen, der die tiefen Wolken stützte. Der große Birnbaum am Dalwitzhöfer Weg war schon seit Wochen ohne Früchte und die niedrigen Wiesen dahinter, an der Warnow, ohne Kiebitze. Vom Kessiner Berg her qualmten die Kartoffelfeuer; die Schwaden zogen wie Nebel über die Äcker und verbanden sich mit den weißen Dämpfen der Zuckerfabrik. Das Gras auf den Bleichen war dürr und gelb, und auf dem Dierkower Berg schrien die Scharen der Krähen. Hin und wieder kam noch ein Tag mit Sonnenschein, aber der war nicht so hell wie die mecklenburgische Sonne auf dem Helm des Füsiliers, der vor dem Palais auf dem Blücherplatz seine sechs Schritte Posten ging. Darum wurde die Stadt grau wie der diesige Nebel auf der Warnow, wo die Möwen kreischten und die Segler ohne Takelage im Fahrwasser zwischen den Pfählen im Winterlager vertaut waren. Der Nebel ließ die Alteingesessenen so

um drei Tage herum husten und schnupfen, bis sie das schlechte Wetter schön fanden, aber die Zugewanderten blieben immer erkältet und schimpften auf das ungesunde Klima.

Um diese Zeit kehrte in den Wohnungen die grüblerische Nachdenklichkeit ein, und die Schummerstunden waren lang. Sehr spät wurden die Fensterladen geschlossen, und wenn die Lampen angesteckt wurden, rieben die Kinder ihre Augen und dachten an den Sandmann, obwohl es noch keine Abendbrotzeit war. Von Weihnachten wurde gesprochen: daß die Festtage im vergangenen Jahr besser gelegen hätten als in diesem, wieviel Mehl man für Kuchen und Pfeffernüsse haben müsse und wer in der Bekanntschaft den Syrup von der Zuckerfabrik besorgen könne. Waren die Mütter allein in der Stube, zählten sie die ersparten Groschen, während das Zählen bei den Tälern mit den Augen gemacht wurde, da es manchmal nur wenige waren. Die Väter hörten die Wünsche ihrer Kinder, bekamen auch das Grübeln, das aber nicht so lange dauerte wie bei den Müttern. Eines Tages brachten sie Holzkisten mit nach Hause, griffen zur Säge, zum Taschenmesser und Hammer und zimmerten Abend für Abend, bis die Puppenbettstelle oder der Pferdestall fertig waren. Das rauhe Kistenholz wurde mit buntem Papier oder schönen Tapetenresten von Wecker und Goßmann überklebt und ließ die Sachen zu einem Märchen werden. Daß sie immer ganz besonders schön wurden, kam wohl daher, weil die Väter immer ein Stück ihrer

Jugenderinnerungen mit hineinzimmerten. Wegen der Erfüllung einiger Wünsche aber waren sie manchmal ratlos, weil es da mit ihrer Kunst vorbei war, denn eine Laterna magica, einen Kochherd oder eine Dampfmaschine konnten sie nicht anfertigen.

Fritz wünschte sich auch eine Dampfmaschine, und jeden Weg, den er zu gehen hatte, machte er, wenn irgend möglich, über den Blücherplatz, wo das Geschäft von Krille war. Hinter der Schaufensterscheibe fuhren Eisenbahnzüge auf vielen Gleisen; sie durchquerten Tunnel und Bahnhöfe, und fuhren immerfort, ohne aufgezogen zu werden. Wirkliche kleine Dynamos arbeiteten, und große Dampfmaschinen trieben Becherwerke, Pumpstationen und Rammblöcke. Hinten im Schaufenster war die große Förderbahn eines Bergwerkes tätig, und wenn die in der Schwebe hängenden Körbe sich zur Entleerung neigten und umkippten, flammte eine richtige elektrische Lampe auf. Fritz drückte seine Nase an der Scheibe platt, wie viele andere Jungen auch. Seine Augen, in denen sich das Licht spiegelte, waren hell im Glanz und die Wangen rot vom Freuen. Ja, eine Dampfmaschine mußte er haben, gegen diese kam der beste Peekschlitten mit rostfreien Stahlschienen und vom Vater selbstgeschmiedete Peekhaken nicht an.

Als seine Eltern an diesem Abend schlafen gingen, meinte die Mutter: „Sall de Jung to Wiehnachten 'ne Dampmaschin hebben? Hei liggt mi den'n ganzen Dag dormit in 'ne Uhrn.“

„Watt kost denn sonn'n Ding?“

„Jä, Mann, een'n Daler möt'n wi woll dorför bital'n.“

Gähnend kam es aus dem andern Bett zurück: „Nee, datt geiht nich, denn de vier Dierns möt'n denn ok jeder vör 'n Daler hebb'en, un ick möt mi de Dalers suhr verdeen'n, versteihst mi, Wieschen?“

Wieschen hatte verstanden.

„Denn nich,“ sagte sie, warf sich auf die rechte Seite, zog die Bettdecke hoch, grummelte noch einmal: „Oller, grieser Kierl,“ und schlief ein.

Fritz konnte mit seinen ersparten Groschen nicht viel anfangen und dachte darüber nach, wie er es fertig bringen könnte, seiner Mutter ein Paar warme Pantoffel und seinem Vater eine Zigarrendose zu schenken. Nach vielem Grübeln kam er auf den Gedanken, mit Alli Behr in die Singstunde des St. Marien-Knaben-Chors zu gehen. Diese Jungen verdienten gut und standen in hohem Ansehen. Fritz sang sein Probelied wie eine Nachtigall. Er wurde angenommen und gleichzeitig von Willi Düwel in den Verein „Immergrün“ aufgenommen. Fragte ein Mitglied dieses Vereins ein anderes nach dem Stichwort „Immergrün“, so mußte der Angesprochene etwas Grünes vorzeigen, konnte er es nicht, so hatte er einen Pfennig Strafe zu bezahlen. Willi war Verwalter des Geldes, und seine Kasse

war an dem Sonntag, an dem Fritz das erste Mal auf dem Chor sang, auf zwanzig Pfennig angeschwollen. Darum ging Willi zu Tengelmann und kaufte für das Geld Blockschokolade, die während der Predigt zerkleinert und verteilt wurde. Das Zerkleinern geschah mit Taschenmessern oder alten Haustürschlüsseln, die zu keinem Schloß mehr paßten. Einem Jungen war die Schokolade zu hart, darum trat er mit dem Stiefelabsatz darauf, daß es im Chorgestühl wie der Schuß einer Nebelkanone rummste. Dies war dem Organisten Hanning Klöres nun doch zu bunt, zumal unten im Kirchenschiff einige Besucher den Kopf nach oben wandten. Er drehte sich von dem Notenblatt ab, schaute den Jungen über den Rand seiner goldenen Brille strafend an und drohte mit dem Finger. Hanning Klöres war ein guter Mensch und Lehrer, kein Junge kränkte ihn absichtlich, doch heute kam es anders.

Die Predigt war vorüber. Eine Strophe war gesungen worden, dann sprach der Pastor wieder. Währenddessen klappte Willi Düwel eine andere Seite des Gesangbuches auf, in der das hundertste Heft von Buffalo Bill lag. Er las die spannungsreiche Stelle des Heftes, wo die gute Wildwest-Marie von den Indianern an den Marterpfahl geschleppt und angebunden werden sollte, während Old Waverly schon als rettender Held irgendwo im Busch die Lage spannte, um mit einem Schuß seiner dreiläufigen Flinte den Indianerhäuptling ins Jenseits zu befördern. Gleich mußte der Schuß kommen. Er kam auch, aber nicht von Old

Waverly, sondern von Willis Nebenmann, der ihn anstieß, sie mußten das dreistimmige Halleluja singen. Willis Arm machte durch den Stoß eine kleine Schwenkung. Das Gesangbuch blieb fest in seiner Hand, doch der lose hineingelegte Buffalo Bill flatterte leise unter dreistimmigem Gesang in die Tiefe, umkreiste die mondhelle Glatze eines Rostocker Bürgers und legte sich flatternd in den Schoß einer alternden Jungfrau, die vor Schreck mit beiden Armen um sich schlug.

Willi stand der Atem still. Der Sington blieb ihm im Halse stecken. Mit Brassenaugen sah er nach unten, und als er endlich den Kopf wieder hob, starrten ihn alle Jungen an. Hanning Klöres aber zog die Register, griff in die Tasten, er ahnte nichts von diesem Unglück. In tiefer Versunkenheit spielte er mit brausenden Tönen den Schlußakkord; erst der Küster, der von unten herauf kam, erzählte ihm von der Untat. Da wurde das ehrwürdige, alte Gesicht weiß wie die Kerzen an dem Notenbrett.

Vom Chorgestühl führte eine schmale Treppe nach unten, und als es an der Zeit war, daß die Jungen diese Treppe benutzen wollten, um nach Hause zu kommen, stand dort der alte Organist und teilte deftige Ohrfeigen aus. Nur Fritz als Neuling, und ein anderer Junge, Adolf Kneeser, durften ohne Strafe den Chör verlassen. Adolf war ein Träumer und manchmal mit seinen Gedanken weit fort. Fremd und schüchtern war der schmale, hochaufgeschossene Junge, er nahm an keinem Streich teil, niemanden verriet er, darum

mochte ihn jeder gern. Adolf mußte viel arbeiten, er hatte in einem Ledergeschäft eine Laufstelle, weil zuhause das Geld gebraucht wurde, denn sieben Kinder durch die Welt zu bringen, war für die Eltern nicht leicht. Als Fritz neben Adolf ging, unterließ er das harte Wort und gab ihm beim Auseinandergehen die Hand.

Zu Hause rührte Fritz Ehmkes Mutter in der Küche Pfeffernüsse an. Der Vater war zu dem Ribnitzer Fuhrmann nach der Fischbank, um ein Paket abzuholen. Bei Onkel Krischan in Rövershagen war Schlachtfest gewesen, und dem Fuhrmann Lindemann war unterwegs ein Paket auf den Wagen geworfen worden. In der Stube spielten die Schwestern von Fritz still und ruhig, weil ihnen viel von der Rute des Weihnachtsmannes und wenig von seiner Güte erzählt worden war. Sie brauchten aber nicht lange mit den abgeschrammten Bilderklötzten und der Puppe, deren Augen unten im hohlen Porzellankopf lagen, zu spielen. Draußen begann ein weißes Spiel. Es schneite. War das schön! Mieke und Ida kreischten vor Freude; die eine ließ sich von der Gertrud und die andere von Fritz auf den Arm nehmen, um das weiße Gestöber besser sehen zu können. Als die Mutter aus der Küche kam, nahm sie die Kleinste aus dem hochrädrigen Wagen und hoppheite mit ihr vor dem Fenster.

„Sühbst du, mien Pöpping, wie 't sniet?“

Pöpping schlug die kleinen Hände zusammen, machte „Backe, backe Kuchen“ und kreischte lauthals. Die Welt war putzig anzusehen.

„Nu ward' Winter, Kinner,“ meinte die Mutter, ging zum Ofenrohr und gab jedem einen Bratapfel.

Die Stadt wurde weiß und festlich. Die Leute gingen so sacht und gedämpft ihrer Wege wie eine Magd im Bauernhaus, die die Holzpantoffel auf der Schwelle stehen läßt und auf Wollstrümpfen über die Dielen der Stuben geht. Leise wurde draußen die Welt, und leise wurde es drinnen bei allen Menschen.

„Swieg still, mak nich sonn'n Larm, Wihnachten kümmert,“ sagte einer zum andern. Eine erwartungsvolle Heimlichkeit lag darin und viel stille Liebe.

An diesem Abend schloß die Mutter die Vorderstube ab, denn sie hatte die ersten Pakete und Tüten hineingelegt. Später holte sie vom Dachboden einen alten Karton, und weil es Jahr für Jahr immer derselbe war, so kannten ihn die Kinder schon, denn darin waren die Glaskugeln, das Flittergold und die bunten Ketten. Nach dem Abendbrot besah die Mutter den Baumschmuck und merkte, daß manches Stück unter den Wachskerzen des letzten Weihnachtsfestes gelitten hatte. Aus einer Tüte nahm sie Walnüsse, vergoldete sie und zierete sie mit buntem Aufhängedraht. Der Vater malte mit roter Farbe auf die Kopfenden der blauen Puppenbettstellen verschiedene Rosen. Sie sollten gewißlich als Zierde dienen, aber auch zugleich Merkmal sein, damit jedes Mädchen ihre Bettstelle herausfand

und kein Streit entstand. Die kleine Pöpping bekam einen beißfesten Eulenspiegel und eine Klöterbüß. Mit-ten in der Arbeit des Bemalens fiel die Frage:

„Fru, watt bekümmt nu de Jung?“

Wieschen antwortete nicht sogleich; sie senkte den Kopf über den Küchentisch, denn das Vergolden der Nüsse war wirklich eine pükerige Arbeit. Umständlich wischte sie ihre Hände ab, schob eine Locke hinter das rechte Ohr und sah dann plötzlich ihren Mann so lachend an, als sei sie erst vierzehn Tage mit ihm ver-heiratet. Dieser zog die Nase kraus, so, wie es manch-mal der Fritz machte, wenn irgend etwas war, was er nicht gleich deuten konnte.

„Jä, watt mag woll de Jung kriegen?“ meinte die lachende Frau und beantwortete ihre eigene Frage.

„Hei kriegt datt, watt hei sick wünscht hett.“

„Een Dampmaschin?“ kam es laut zurück. Der Farb-topf wurde vor Erregung umgestoßen.

„Nu pust di man nich so up. — De Kinner slapen, un bitahlt is se ok. Dor kannst nu nicks mihr bi maken.“

Wieder lachte Wieschen ihren Mann an. Dieser brummte noch allerlei sieben Sachen zusammen und schwieg dann, weil Wieschen ihm eine Tasse Kaffee hinsetzte und er beim Kaffeetrinken den braunen Kuchen probieren durfte. Hinterher wollte sie nun wissen, was ihr Mann ihr schenke, doch der gab nichts preis, nicht einmal den Anfangsbuchstaben; er meinte, daß es nun endlich Zeit würde, ins Bett zu gehen, und pustete die Lampe aus. In der Vorderstube war es aber

noch sehr hell, denn die Gardinen waren nicht zugezogen, und herein schienen der Schnee, der Mond und die Gaslaterne. Auf dem Vertiko stand lächelnd eine venetianische Wasserträgerin, die, den Blick nach unten gesenkt, ihre Freude an der blanken Dampfmaschine hatte.

Endlich kam der Tag, an dem Frau Ehmke das ausbreitete, schützende Zeitungspapier, das sie über den gefirnißten Fußboden gelegt hatte, fortnahm, und die Kinder ernsthaft ermahnte, die Füße gut abzutreten. Sie holte noch den letzten Platenkuchen vom Bäcker und ging dann in die Schlafstube, um sich feiertäglich anzuziehen. Kam die Mutter wieder aus der Stube heraus, dann mochten die Kinder sie kaum berühren, weil sie so hübsch und vornehm geworden war. Eine seidene Bluse mit hohem Kragen, hinter dem weiße Perlmutterstäbchen schimmerten, schmückte sie, und über den Kleiderrock hatte sie eine weiße, mit bunter Blumenkante bestickte Teeschürze gebunden. Ja, und das Haar, das sonst glatt nach hinten gekämmt war, lag hochgetürmt über ihrer Stirn, und ein breiter Kamm steckte hinten im Dutt und glänzte wie gelber Honig.

Um die Mittagszeit kam schon der Vater und ging nicht wieder an die Arbeit. Er gab seiner Frau einen Briefumschlag in Verwahrung, in dem das Weihnachtsgeld vom Meister steckte, und zog sich dann auch feiertäglich an.

Als es draußen schummerte, ließ sich Fritz von seiner Mutter einen graden Scheitel kämmen, setzte vorsichtig die Mütze auf und ging zum Singen. Auf dem Chorgestühl stand er neben dem stillen Adolf, der erhitzt und rot im Gesicht von seiner Laufstelle gekommen war und auch nach der Feier noch wieder dort hin mußte, weil die Geschäfte bis abends zehn Uhr verkauften. Fritz wollte ihm eine Pfeffernuß zustecken und ihm noch ein gutes Wort zuflüstern, er meinte, er müsse es tun, weil in dem hohen, herrlichen Raum so viele festliche Kerzen leuchteten, doch da hörte er es dreimal leise pochen, das war das Zeichen des Chormeisters. Hanning Klöres zog die Register —, erst leise —, dann mählich ansteigend. Die Orgelmusik jubilierte und gab die Töne des Themas bekannt. Währenddessen wurde den Knaben und den hundert Sängern von den städtischen Chören noch einmal der Einsatz zugeworfen, die Bläser der Neunziger befeuchteten die Mundstücke ihrer Instrumente. Einige Takte lang wurde das Präludieren schwächer, doch dann hob sich der Taktstock des Chormeisters, und brausend erscholl das „Ehre sei Gott in der Höhe“ wie ein Meisterchoral, der heute, nach vielen Übungswochen, seine Vollendung erhielt.

Alle Herrlichkeit des Gesanges und alle Hoheit der Instrumente erklang zum Ruhme des Ewigen; und niemand war da, dessen Augen nicht wie Kerzenschimmer strahlten.

Fritz sah nur den Taktstock, die blanken Instrumente, das weiße Haupt des Organisten; er wußte, daß er noch die Pfeffernuß, die zu Brei geworden war, in der Hand hatte. Adolf fühlte sich in einer märchenhaften Weihnachtsstube und stand nicht mehr auf dem Chorgestühl. Und Willi Düwel, der Indianerschmökerer, hatte rote Backen und Augen wie strahlende Sterne. Später fühlte Fritz wiederum die Pfeffernuß in seiner Hand, er überlegte aber, ob er sie seinem Nachbarn noch anbieten dürfe und zuletzt steckte er sie unauffällig in den Mund.

Nach Beendigung der Feier wünschte jeder Junge dem alten Lehrer ein frohes Weihnachtsfest und bekam seinen Lohn in die Hand gedrückt. Fritz kaufte warme Pantoffel für die Mutter und eine Zigarrendose für den Vater. Still und versonnen ging er nach Hause. Ein Klingelschlitten aus einem Dorfe begegnete ihm noch und auch ein kleines Mädchen, das mit den Worten: „Hampelmann, Hampelmann, de Arm und Been bewägen kann!“ ihre Ware anbot. Fritz war noch in einer anderen Welt, und so gab er dem Mädchen einen Groschen, doch den Hampelmann nahm er nicht mit. Auf dem Markt hatten die Buden des Weihnachtsmarktes noch Licht, und manche Mutter, der noch spät ein Geldstück von einer gütigen Hand in den Schoß gerollt war, kaufte noch etwas Spielzeug.

Von allen Türmen läuteten die Glocken.

Hinter blanken Fenstern brannten die ersten Tannenbäume, und der Markt war so schön wie ein Weih-

nachtsgeschenk anzusehen. Dem Jungen wurde so feierlich zu Mute, daß er schnell den Weg unter seine Schuhe nahm, um zeitig genug bei den Eltern zu sein.

Nach langem Warten war in der Wohnung ein silbernes Klingeln zu hören, und auf dem Flur stampften schwere Schritte. Als sie verhellt waren, klinkte die Mutter die Tür auf, steckte den Kopf durch die Spalte und sagte lachend: „Ick glöw, äben is de Wiehnachtsmann dor wäst.“

Einen Augenblick herrschte Beklommenheit. Dann wurde der Vater vorgeschoben, und hinter seiner Breite tapsten die Kinder her. Der Kerzenschein und die Gaben machten die Kinder so befangen, daß sie beim Gedichteaufsagen die Strophen durcheinander brachten. Als sie singen sollten, konnten sie gar nicht anfangen; sie sahen mit ernsten Augen nach der Spitze des Baumes, als sei dort irgend etwas nicht in der Reihe, aber sie sprachen nicht davon. Nun sah auch die Mutter nach dem Baum und merkte, was da fehlte. Ja, der alte Weihnachtsmann von den Großeltern aus Watte und Lackpapier fehlte. Den hatte sie vergessen, und er machte doch einen Teil des Baumschmückes aus. Im Kasten fand sie ihn; und als er am Baum befestigt war, fanden die Kinder ihn sehr schön und sangen ihre Lieder. Dann wurde der Fußboden zum Spielplatz gemacht, und die Sofaecken waren Plätze zum Ausruhen und Betrachten der Eltern. Vater knackte erst Nüsse und rauchte dann eine Zigarre mit Bauchbinde, die Mutter aß Marzipan. Später als sonst

gingen die Mädchen mit ihren Puppen im Arm schlafen, und Fritz folgte ihnen mit einem verbundenen Finger, den er am Dampf verbriüht hatte:

Die Heilige Nacht mit ihrer Stille und ihren Träumen kam.

Über der Altstadt stand wie ein zeitloser Wächter und Künster aller Kaufherren und Seefahrer, aller großen und kleinen Leute der Turm von St. Petri. Die eine Seite war schneeüberweht; und in dem kleinen Fenster unter der Turmspitze spiegelte sich der helle Mond, der sein Licht scheffelweise über der Stadt ausgegossen hatte. Die hohen Speicher mit ihren schwarzen Luken, die kleinen und großen Häuser mit ihren stumpfen und flachen Giebeln lagen dicht beieinander. Bald suchte einer beim andern Schutz, sie tuschelten wie verliebte Leute miteinander, und dann schien es wieder, als erzählten sich zwei hohe Bauten, über die Köpfe ihrer niedrigen Verwandtschaft hinweg, eine neugierige Geschichte. Wohl trennte hin und wieder eine Gasse die alten Häuser, aber das schadete nichts, die alten Kopfsteine verbanden ja doch alles.

Als die Glocken Mitternacht läuteten, war die Stadt still, selbst der Schritt des Nachtwächters Jonas war nicht mehr zu hören. Er stand im Schatten des „Großen Scharren“ hinter dem Rathause, und wärmte seinen Leib mit einem Schluck aus der Flasche. Das durfte er diesmal, weil er auf nichts aufzupassen hatte, da es in dieser Nacht keine schlechten und hinterhältigen Menschen gab.

III.

Am zweiten Feiertag durfte Fritz mit Richard Schult in den Kinematografen. Das war eine neue Erfindung; die Bilder standen nicht still wie bei der Laterna magica. Zu den Vorführungen mußte man ins Tivoli gehen.

An der Kasse trafen die beiden Fiete Bollhagen, Guschi Baumgarten und Walter Harder. Weil sie nun fünf waren, lösten sie eine Familienkarte und sparten so einen Groschen. Auf die Karte war ein großes, schwarzes „A“ gedruckt, das am Ende der Vorstellung eine besondere Bedeutung bekam.

Der Saalbau des Tivoli war von militärischen Kontrollversammlungen, demokratischen Parteisitzungen und Bauernvergnügungen und vielen anderen Belustigungen sehr mitgenommen. An einzelnen Stellen im Gemäuer waren dunkle und nasse Stellen zu sehen. Die Baufachleute hatten Schwamm festgestellt. Ein Lohndiener behauptete aber, daß es Bauernschweiß vom Tanzen sei, weil die Bauern sonst nie schwitzen, nicht einmal bei ihrer Arbeit. Und dieser Lohndiener mußte es wissen, denn von einem Krummendorfer Bauer, dem er einmal eine unrichtige Zeche aufgemacht hatte, waren ihm mit einem einzigen Ruck beide Schlippen vom Kellnerfrack abgerissen worden.

Überhaupt die Bauern! War da abends spät ein junger Bauer aus Parkentin im Saal und meinte grübelnd: „Hier stimmt doch watt nich, hier fählt doch watt.“

Der Mann trank einen Schnaps und sagte wieder nach einer Weile: „Hier stimmt doch watt nich, hier fählt doch watt.“

Er trank noch einen Schnaps und wollte noch einmal mit seinem grüblerischen Satz beginnen, als ihm die Erleuchtung kam: Richtig, die Musik hatte noch keine Schläge bekommen. Da in diesem Augenblick eine Tanzpause war und er durch Zufall den Theaterzettel gelesen hatte, so schrie er zur Bühne, sie sollten ihm das Stück von dem „Raub der Sabinerinnen“ spielen. Die Musikanten waren baff; bevor sie sich zu einer Antwort entschließen konnten, flog ihnen das erste Kantholz von einem Stuhlbein um die Ohren, und mit „Horrido“ stürmten die Bauern die Bühne. Als die Schlägerei glimpflich verlaufen war, spielten die übriggebliebenen Instrumente das klassische Stück von Fieken ut Hagenow, während der Bauer aus Parkentin den Schweiß von seiner Stirn trocknete und aufatmend sagte: „Hier stimmt datt nu, hier fählt nix mihr.“ Dann zog er einen großen Spickaal durch die Zähne.

Viele große und kleine Begebenheiten hatten sich in dieser Vergnügungsstätte ereignet. Ob draußen im Garten Itau, der Schnelläufer mit den Hackschuhen gastierte, oder im großen Saal Tingeltangel zum

Königschuß war, immer stand dieses Haus im Mittelpunkt, und nun beherbergte es ein neumodisches Lichtspielgerät.

Die Jungen starrten auf die weiße Leinwand, über die es immer wie ein leichter Regen ging. Ein verstimmtes automatisches Klavier spielte „Dichter und Bauer“ dazu. „Der weiße Mustang“ rollte ab; und in dem Film gab es viele Tote. Aus Schießeisen blitzten Blei und Pulver, und die Lassos sausten wie weiche Eiernudeln durch die Luft. Am Ende bekam der Trapper nach vielem Unglück endlich sein Recht; das Pferd, das ihm sein Leben gerettet hatte, fand auch seinen Herrn wieder, und dann war dieser Film aus.

Ein neuer Bildstreifen, in dem es um Eifersucht und Liebe ging und in dem Henny Porten die Hauptrolle spielte, rollte, ratterte und regnete über die Leinwand. Manchmal wurde es sehr dunkel im Raum; dann machte ein Teil der Jungen aus Langeweile ein Lokomotivenpfeifkonzert, während die Mädchen das Weinen bekamen. War nach langer Pause der Film wieder zusammengeklebt, wurde es hell und das Spiel ging weiter. Henny Portens Mann war ein richtiger Put-scheneller. Wie konnte sie aber auch so einen Mann heiraten, der aus eingebildeter Eifersucht eine Torte vergiftete und diese seiner Frau zum Geburtstag zuschicken ließ! Das Unglück nahm seinen Weg, vielmehr der Konditorlehrling begab sich mit der Torte auf den Weg, aber unterwegs rannte er mit einem Schlachter zusammen. Durch den Anprall rutschte die

Torte von der Hand des Lehrlings und zerbrach im Rinnstein. Nun kaufte der Lehrling in einer anderen Konditorei schnell eine andere Torte und brachte sie Henny Porten. Die aß davon, während ihr Mann sich wunderte, daß sie nicht daran starb. Dies erschütterte ihn so sehr, daß er nicht mehr eifersüchtig war und ihr einen Kuß gab. Dann war auch dieser Film zu Ende.

Nun kam eine Pause, und der Saal wurde hell. Die Kellner verkauften Bonbons, Schokolade und Bier. Auf der Leinwand stand geschrieben, daß das Programm für den Buchstaben „A“ abgelaufen sei und diese Kartenzinhaber den Saal und ihre Plätze zu räumen hätten. Da sah Fritz den Richard an und Fiete den Guschi und Walter. Sie standen von ihren Plätzen auf und gingen hinaus. Aber nicht vorn aus der Tür, sondern hinten, wo an einer Tür „PP“ angemalt war. Hinter dieser Tür blieben sie solange, bis es im Saal wieder dunkel wurde und die Kontrolle vorüber war. Dann nahmen sie andere Plätze ein und sahen sich noch einmal den weißen Mustang an.

Die Gemüter der Jungen waren so weit wie die Erde und so groß und ungebrochen, daß alle heimlichen Dinge und Phantasieträume viel Raum hatten, aber weil sie von der Wasserkante waren, behielten sie ihren kühlen Kopf und ihre warmen Füße. Sie nahmen eine gute Erinnerung an das schöne weiße Pferd mit und waren sodann zufrieden, daß das Edle und Gute Recht bekommen hatte; so würde es im Leben auch wohl zugehen.

Die nächsten Tage vergingen still, ja fast feiertäglich. In keinem Hause war Waschtag, und nirgends wurde Holz gespalten. Das hatten die Großeltern um diese Zeit auch nicht getan; es waren Dinge, die ohne geschriebene Schrift vererbt wurden. Still war die Stadt geworden, und das laute Leben, das meistens vom Strande herkam, war erstorben. Die Warnow war zugefroren, und darum schwiegen alle Winschen.

Am Altjahrsabend wurde Karpfen gegessen. Waren sie aber nicht zu haben oder gar zu teuer, dann genügten auch Plötze, und jeder Mensch war zufrieden und freute sich an dem, was er hatte. Nach dem Fisch wurde ohne viel Lärm Schmalzkuchen und Punsch gereicht, vielleicht auch Blei gegossen. Dann legte man wartend die Hände in den Schoß und horchte auf die zwölf Glockenschläge, wünschte sich alles, was ein Mensch zum neuen Jahr erhoffen kann, und ging schlafen.

IV.

Mitten im Januar brach das Eis auf der Warnow. Der Wind hatte sich gedreht. Das kam um diese Zeit selten vor. Nach dem Kalender der Hafenarbeiter und Brückenlöwen hatte das Eis erst Ende Februar zu tauen, und nun krachte es vom Bollwerk bis nach der Gehlsdorfer Seite. Aus den langen Rissen, die kreuz und quer über das Eis liefen, quoll Wasser hervor, und an den Ufern richteten sich die Eisschollen steil auf, zerbrachen und schoben sich ineinander. Die hölzernen Strandbrücken stöhnten in dem Eisgang, und vom Grunde des Flusses drang ein Rumoren nach oben, als sei im Reiche des Gottes Neptun die Revolution ausgebrochen. Tief und dunkelgrau hing der Himmel über dem Hafen, und die Möwen kreischten hungrig auf den Pfählen.

Alli Behr war der erste, der die Nachricht morgens mit in die Schule brachte, daß das Eis auf der Warnow in Bewegung sei. Zuerst wollte es ihm keiner glauben, da aber Sitting Bull aus der Strandstraße in der großen Pause dasselbe sagte, und seine Worte mit „watt will'n wi wetten?“ unterstrich, mußte es wahr sein. Die Jungen hatten Glück. Es war Mittwoch. Gleich nach dem Mittagessen war Fritz mit seinen Freunden an der Schnickmannsbrücke. Die Warnow war ein Klanner-

meer. Alli Behr war der geschickteste Klannerläufer. Er lief gleich bis zur Mitte des Flusses. Fritz fehlte die Behendigkeit in den Beinen und die Sicherheit des Balanzierens; darum blieb er in der Nähe des Bollwerkes und machte seine Klannerläufe mit den anderen Freunden nach dem Faulen Tor hinauf. Den kühnsten Lauf an diesem Tage machte Alli Behr, indem er nach der Gehlsdorfer Seite sprang. Unterwegs überholte er die Dampffähre, die zum ersten Mal in diesem Jahr ihren Weg durch das Eis suchte. Den Passagieren, einigen Damen, die unbedingt zum Kränzchen im Fährhaus sein mußten, hat der Kaffee nicht mehr geschmeckt, und das Häkeln sollen sie auch vergessen haben. Sie hatten nämlich den Jungen lachend und winkend auf einem Klanner neben der Fähre gesehen. Der Kapitän hatte Alli übernehmen wollen und ihm eine große Stange mit einem Haken gereicht, aber Alli hat abgelehnt und geschrien: „Käpt'n, up dien'n Qualmkasten versup ick jo!“ Und als ihm weitere Verhaltungsmaßregeln zugerufen wurden, zeigte er unmißverständlich auf seine vier Buchstaben und sprang spielend von Klanner zu Klanner weiter. Als die Fähre in Gehlsdorf anlegte, war Alli schon wieder auf dem Rückweg über das Klannermeer. Als er am Bollwerk ankam, waren seine Schuhe und Strümpfe naß, und Fritz und die anderen Jungen, die auch wieder zurück waren, hatten dasselbe Gefühl. Richard Schult hatte fast bis an die Knie im Wasser gesessen. Darum wurden sich alle einig, nach der Hauptpost zu gehen, um dort ihre

Sachen zu trocknen. Auf dem Wege dorthin erzählte Fiete Bollhagen, daß er noch fünf Pfennig habe, und nach gemeinsamer Abstimmung ging Fiete ins Café Flint und forderte: „Für fief Penning Abfall.“

Da niemand am Tortentisch wartete und der Laden leer war, fügte er hinzu: „Froillein, äwer twei Tüten, mien Brauder is ok noch buten.“

In der Hauptpost am Wall standen zwei hohe, große Koksofen. In deren Hitze ließen die Jungen ihre Strümpfe und Hosen trocknen, während sie so nebenbei die zwei Tüten leer machten. Sie waren bei dieser Handlung sehr still, da sie wußten, daß bei vielem Lärm machen der Heizer der Öfen sie aus dem Raum weisen würde.

An diesem Tage wurden wenig Schularbeiten gemacht, am schlimmsten war Sitting Bull dran. Seine Eltern waren verreist. Er hatte daher seine Schulmappe mittags einfach in einem Gebüsch auf dem Unterwall versteckt und war gleich zum Klannerlaufen gegangen.

Am nächsten Morgen war das Wissen in der Schule sehr nebelverhangen, und Lehrer Bockholt sagte häufig: „Komm mal raus!“

In der vorletzten Stunde dieses Vormittags fiel das im Stundenplan angesetzte Singen aus, dafür trug der Lehrer in eine große Liste die Namen der Eltern, die Geschwisterzahl und sonstige Daten der Schüler ein.

Beim Primus fing er mit der Fragenstellung an und ging die Bänke durch. Nun war nach Neujahr ein Junge mit einem polnischen Namen in der Klasse aufgenommen worden, den die Jungen Julius nannten. Er trug eine schlechte Kleidung und lange Hosen. Häufig hatte er kein Frühstück, obwohl er gern essen möchte. Das merkten seine Mitschüler, wenn sie ihm etwas von ihrem Brot abgaben. Julius war der Größte und Älteste und hätte eigentlich schon in eine höhere Klasse gehört, aber er hatte häufig die Schulen wechseln müssen. Er war sehr still und ruhig, das kam wohl daher, weil er schon viel in der Welt hin- und hergestoßen worden war. Nun fragte ihn der Lehrer nach seinem Namen, und weil er ihn nicht verstand, mußte der Junge ihn mit Kreide an die Wandtafel schreiben; dann setzte er sich, rot und verlegen, wieder hin. Der Lehrer fragte: „Der Vorname deines Vaters?“

Scheu, noch verlegener werdend, sagte Julius: „Ich habe keinen Vater.“

„Ist er gestorben?“ fragte der Lehrer.

„Nein, ich habe nur eine Mutter.“

Da murmelte Bockholt: „Also unehelich.“

Die ersten Bänke hörten es, und während die Feder des Lehrers die Eintragung machte, beugte sich Josef Kasten zu Julius und flüsterte ihm ein häßliches Wort zu, das auch Alli Behr hörte, der auf der Bank hinter ihm saß. Julius kamen Tränen, und Alli hatte es im Gefühl, daß hier etwas Niederträchtiges vor sich ging

und daß Josef ein großer Ströper war. Der Lehrer blickte vom Schreiben auf und wollte dem nächsten Jungen dieselben Fragen vorlegen, da klingelte es, und der Lehrer verließ die Klasse.

„Kasten, watt hest du to Julius seggt!“ schrie Alli. Einen Augenblick war es still, nur das unterdrückte Weinen von Julius war zu hören. Doch dann rief Kasten, in dem ein Stück schlechtes Menschentum oder dummdreister Spott wohnte, das böse Wort noch einmal laut in den Raum und lachte noch dabei. Diese Schlechtigkeit war Alli zuviel; er sprang über die Bank, schlug dem Lästerer ins Gesicht, zerrte ihn aus der Bank nach vorn, wo das Katheder stand und genügend Platz war. Zwischen beiden Jungen begann eine schlimme Schlägerei. Der Primus, Paul Ochs, wollte Ruhe schaffen, doch da rief Fritz dazwischen, das sei eine Ehrensache, und darum hätte er den Mund zu halten, sonst würde er auch noch abgegerbt. Josef und Alli wälzten sich auf dem Fußboden. Rund herum standen die Jungen. Sie standen auf Bänken und Tischen und sahen diesem Kampf zu. Nach einer Weile lag Alli oben, und dem Joesf begann die Nase zu bluten. Als Alli dies gewahr wurde, wollte er von seinem Gegner ablassen und vom Boden aufstehen. In diesem Augenblick stand der Lehrer in der Tür. Die Jungen sprangen auf ihre Plätze. Der Lehrer schickte auch Josef in die Bank und faßte Alli ans Ohrläppchen.

„Warum hast du Kasten geschlagen?“

„Weil — —, Herr Lehrer — —, weil — —; nein, ich kanns nicht sagen.“

„Warum du geschlagen hast, will ich wissen!“

„Ich kanns nicht sagen.“

„Hol' den Stock.“

Ruhig, wohl zu ruhig, ging Alli in die Ecke, holte den Stock, ließ sich die Hosen stramm ziehen, und die Hiebe pfiffen. Blaß und mit trotzigen Augen richtete sich der Junge auf.

„Ich will wissen, was gewesen ist. Sprich!“

Nur ein ‚Nein!‘ kam von den jungen Lippen.

„Bück' dich. — Sagst du es jetzt?“

„Nein.“

Der Lehrer zögerte. Er hielt den Stock in seiner erhobenen Rechten. Da schurrte es in der zweiten Bank; Julius war aufgestanden, ging nach vorn und hielt mit beiden Händen den Stock des Lehrers fest. Bockholt riß am Stock, doch Julius ließ nicht los. Da wurde das Gesicht des Lehrers so weiß wie die Kreideschrift an der Wandtafel, und der Mann verließ den Raum.

Julius setzte sich wortlos auf seinen Platz.

Die lehrerlose Klasse war so still wie noch niemals.

Fritz zog die Nase kraus und sagte schweratmend:
„Nu giwt äwer Schacht.“

Nach einigen Minuten betrat der Schulrektor mit dem Lehrer die Klasse. Mit einem einzigen Ruck standen die Jungen auf. Niemand rührte sich. Der Rektor

stellte ruhig und gelassen einige Fragen. Alli und Julius mußten mit in das Allerheiligste kommen; und da der Rektor wie ein Vater war, baten sie ihn, daß Josef Kasten auch mitkommen müsse.

Aus den vier Wänden des Rektorzimmers ist nichts herausgekommen, und doch ist alles gesagt worden.

Beim Mittagessen rutschte Alli merklich auf seinem Stuhl hin und her. Da dies dem Vater auffiel, fragte er Alli, warum er nicht ruhig sitzen könne. Lügen tat der Junge nie, und so sagte er, daß er Schläge bekommen hätte. Sein Vater antwortete zuerst nicht darauf, sagte dann aber zwischen dem vorletzten und letzten Löffelstiel:

„Mien Jung, paß bäter up, denn kriegst keen Schacht.“

Um zwei Uhr begann die Schule wieder. Der Platz neben Kasten, der Julius gehörte, war leer, er war in eine andere Klasse versetzt worden. Der zweite Nachbar von Kasten hatte sich eine Bank höher hingesetzt, und so saß der Übeltäter allein, und keiner sah ihn an.

„Son'n Backbeernkram,“ sagte Alli, und Fritz fragte: „Deiht datt noch weih?“

Da drehte sich Alli um und sagte: „Minsch, deswegen segg ick datt nich. — Datt friert, de Warnow is to, und datt Klannerlopen is wedder vörbi.“

„Ach so,“ meinte Fritz. Dann trat der Lehrer ein.

Das Wetter war dunkel und trübe. Der Lehrer steckte die Gaslampen an. Das Licht war gelblich und machte alle Gesichter blaß. Die Jungen mußten einen Aufsatz schreiben. Grübelnd saßen sie über die Hefte geneigt. Alli hatte das dünne Ende des Federhalters im Mund, Fritz malte auf einem Stück Papier Enten und Schweine, und als er das nicht mehr mochte, zeichnete er Buchstaben. Fiete schrieb mit krummem Zeigefinger. Seine Feder kratzte. Er merkte es nicht. Still war es im Raum, keiner sprach mit seinem Nebenmann, und so kamen Alli und Fiete auch mittlerweile zur Ruhe. Sie machten sich über das aufgegebene Thema Gedanken und fingen zu schreiben an. Prüfend übersah der Lehrer die Klasse und sah achtundvierzig über die Kladden gebeugte Köpfe, strohgelbe und weißblonde, braune und schwarze. Jeder von ihnen dachte und schrieb. So still war es, daß ein Volkslied vom oberen Stockwerk zu hören war. Einmal blickte Alli von seiner Arbeit auf, auch der Lehrer hob den Kopf. Ihre Blicke trafen sich. Dann schrieb Alli weiter. In ihm wurde es nun wirklich still, denn der Lehrer hatte ihn gut angesehen. Dann war ja alles wieder in der Reihe.

V.

Die Wetterfahnen auf den Türmen drehten nach Ost und West, nach Süd und Nord. Manchmal standen sie still, aber die Zeit lief weiter wie die Warnow in die See.

Fastelabend kam heran. Nach altem Brauch gab es mittags Heißwecken in Milch. Abends schenkten die Gaststätten viel Bockbier aus.

Jeder ging dort hin, wo er sich wohl fühlte. Die Söhne der alma mater saßen in der hinteren Weinstube bei Evert auf dem Hopfenmarkt und brüteten versunken, von einem grauen Hecht überlagert, von kommenden Dingen. Das dumpfe Schweigen unter den dämmerigen Lampen ließ Großes erwarten, und dann geschah es in alter Weise und wohlüberlegt, daß die Studenten zur Tat schritten. Aus ihrer Mitte wählten sie einen inaktiven Korpsstudenten und gaben ihm den Namen Jobst Huppupp DLIX, Kalif und Kaiser von Bützow, König in Güstrow, der Lande Biestow, Rieckdahl und Mistorf, Herzog von Erz und Blei. Da er in diesem Monat den größten Wechsel hatte, wurde ihm ferner die Ehre zuteil, als erster zum Ritter des Ordens vom bekränzten Schwein geschlagen zu werden.

Jobst Huppupp stand auf und trank auf diese Ehrung einen geziemenden Streifen. Um nun seine Macht zu vergrößern und den Thron zu sichern, ernannte er seinen Zechkumpan zur Linken zum Erzkanzler und gab ihm den Namen Entrocte de Ragout-fin, ferner die Anweisung, sich nach Verbündeten umzusehen. Der Erzkanzler kannte als kommender Jurist die Gepflogenheiten des Umsehens, und so gelang es ihm binnen kurzer Zeit, mit der Republik Gehlsdorf einen Vertrag unter sieben Siegeln zu schließen. Der letzte Absatz dieser Abmachung hieß:

„Wegge Swinegel den'n Kaiser von Bützow watt will, den'n soll Lattenfritz äwert Knei nähm' un emm so versahlen, datt hei nich mihr sitten kann.“

Jobst Huppupp war von der schnellen Vertragsabmachung des Erzkanzlers so erfreut, daß ihm Tränen der Dankbarkeit kamen und er ihm den echten vergoldeten Bratheringschen Orden mit der Inschrift „Futr di Morblex“ verlieh.

Die feierliche Handlung nahm ihren Fortgang. Der Student zur Rechten von Jobst Huppupp wurde zum Generalmusikdirektor gemacht und auf den Namen „Bisquito Graf von Mascagni“ getauft. Ein anderer wurde der Trunklieb, Herzog von Batium, und noch ein anderer bekam den schönen Namen Knochenknaak, mit der Beförderung zum Generalarzt.

Die Gläser klangen. Der Frohsinn wurde immer froher und der graue Hecht immer dicker.

In später Nacht sah der neue Trunklieb, Herzog von Batium, mit schwerem Augenaufschlag zwei Gläser auf seinem Tischplatz stehen, aber es war nur ein Glas. Auch der Generalarzt war schon tüterig und wollte auf dem kleinsten Tisch einen Krakowiak tanzen, obwohl in der Stube so viel Platz war. Da nun der Generalarzt aber, unter Drohungen und Hinweisen auf Benutzung von Knochensägen, auf den kleinsten Tisch bestand und wiederum Jobst Huppupp als neuer Kaiser diese Verantwortung nicht übernehmen wollte, hob er kraft seines Amtes mit feierlichem Erlaß die Tafel auf und rüttelte den eingeschlafenen Kellner wach, der in der Nebenstube sein Bett hatte, das aber nur aus einem Stuhl bestand. Der Kellner zählte die Flaschen und vermerkte ihre Zahl in senkrechten Strichen auf dem Tisch, so, wie die Kornträger am Strande die Fuhrten auf einem Brett notierten.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages scharte sich wiederum der Hofstaat um die Majestät. Der Erzkanzler erhielt die Order, mit der Residenzstadt Bützow einen diplomatischen Notenwechsel zum Zweck eines feierlichen Einzuges aufzunehmen.

Nach langer und weiser Überlegung, die wohl über drei Bierrunden ging, vertrat Jobst Huppupp die Meinung, daß die Repräsentation der Universität in das helle Licht der Körperschaft zu rücken sei, und darum

müsste der Rektor den Einzug mitmachen. Jobst Huppupp lehnte infolge seiner Selbstherrlichkeit jeglichen Audienzbesuch ab. Er wählte kraft seines Amtes aus den eigenen Reihen die Magnifizenz und gab ihr den Namen Magnus, Waldorf, Freiherr von Astoria.

Spät am Abend kam die Einladung der Residenz. Das Schreiben war von dem Lordmajor Caspar Graf von Vogeldunst unterzeichnet. Der Briefumschlag dieser Einladung war so vornehm versiegelt und von so ge diegenem Format, daß sich der Kaiser und alle Exzellenzen davor verneigten.

Nun begann die große Arbeit und Mühe von Joseph Bock, dem Ritter von der goldenen Schere. Von einem Masken-Verleih-Institut zum andern ging sein Weg, und wo er hinkam, fand er immer etwas, was er brauchen konnte. Ob es Kavalierdegen oder Schwerter waren, Lackstiefel oder Dreispitze, samtene Kniehosen oder Kürasse, alles wurde genommen, ja selbst Hellebarden und Streitäxte. Die Dienstmänner, denen er die Last anvertraute, marschierten keuchend hinter ihm her. Ein Hofstaat braucht eben mehr als jeder andere Staat.

Endlich waren die vielen Vorbereitungen beendet. Der Festtag kam. Der Theaterfriseur Dublies ließ die Vollbärte wachsen und zauberte würdevolle und bla sierte Diplomatengesichter. Knebelbärte rauher Obristen entstanden, ellenlange Schnurrbärte, die bis an die Ohren gingen, waren plötzlich da; und mit Hilfe der Schminke gab es mädchenhafte Pagengesichter.

Um die Mittagszeit des Fastnachtstages begann das Fest. Offene Equipagen und Droschken waren zur Abfahrt bereit. Es waren sehr viele. Neben jedem Kutscher saß mit verschränkten Armen ein Lakai auf dem Bock. Ihre Gesichter waren undurchdringlich. Jeder sah anders aus als der andere, und doch waren es alte Typen, stadtbekannte Originale und treue Seelen.

Langsam fuhren die Wagen zum Bahnhof. Jobst Huppupp und sein Gefolge froren in der Februarkälte, aber Seine Majestät mußte sich nach reichsüblicher Weise dem Volke zeigen. Er konnte nicht mit den Händen an die Ohren greifen, um sie zu wärmen. Er durfte auch nicht mit den Fingern an der Nase spielen, nur einmal tat er es doch, als nämlich seine Equipage von einem Wagen des Abfuhr-Institutes überholt wurde, in dem ein undichter Goldkübel stand.

„Watt 's dor los?“ fragte eine Frau vom Lande.

„Datt 's Spiökenkram von uns' Studenten,“ erhielt sie von einem Schutzmann zur Antwort.

„Herrjeh, herrjeh, dei Bengels verkülln sick jo,“ meinte sie. Dann rief sie noch einmal: „Herrjeh,“ weil ihr der amtsinnehabende Bräumeister Pruzi von Pikelhuber aus der fünften Equipage eine Apfelsine in ihren Spankorb geworfen hatte. Der Pruzi war sehr freigebig mit den Apfelsinen. Er bekam darum den Befehl, sparsam damit umzugehen, da die Früchte zur Erweckung des Begeisterungstaumels in Bützow notwendig gebraucht würden.

Als es Jobst Huppupp schudderig wurde und seine Glieder vor Kälte knackten und bebten, erreichte er mit seinem Gefolge den Bahnhof. Im Wartesaal vierter Klasse goß er im Beisein einiger Rangierer und Eisenbahner einen großen Doppelkümmel hinter die Binde und lud sie dann zu der nächsten Runde ein. Der Finanzminister, Mirakel von Mammon, hatte die Freude, die Zeche bezahlen zu dürfen. Dann wurde leichten Fußes und mit beschwingtem Gemüt der Salonwagen bestiegen.

Die Reise begann. Jobst Huppupp blieb am Fenster des Wagens stehen und besichtigte sein Land. Da er häufig an einer gewissen Kurzsichtigkeit litt, stand sein Traumdeuter, Archibald von Riesensteinköck, stets mit einem Fernglas in seiner Nähe. Das Fernglas hatte eine sonderbare Form; es wurde nicht vors Auge gehalten, sondern unter die Nase, dort, wo der Barbier Dublies im Vollbart das Loch gelassen hatte. Ein ähnliches Fernglas hatte auch der Pruzi im Nebenabteil, nur stand er nicht vor dem Fenster, sondern auf der Sitzbank, und sang die letzten Worte des köstlichen Liedes: „Und wüßten wir, wo jemand traurig läge, wir gäben ihm den Wein, wir gäben ihm den Wein.“

Als jene Stadt im lieblichen Tale der Warnow und der Bäke den Augen entchwunden war, die ihren Namen dem Schwaanschen Kuchen und Spargel verdankt, rüsteten sich die Männer für die Ankunftsfeierlichkeiten in Bützow.

Unter Paukengedröhnen und Trompetengeschmetter der Bützower Stadtkapelle lief der Zug ein. Lordmajor Vogeldunst begrüßte Jobst Huppupp auf dem Bahnsteig mit einer Rede und einem Willkommenstrunk. Beim Trinken rollten dem Gast Tränen über die Wangen, denn der Lordmajor hatte aus Übermut Essig gereicht.

„Oller Düwel,“ sagte Jobst Huppupp, doch das Wort verlor sich in dem Lärm. Der Lordmajor hielt vor Lachen seinen Bauch.

Vor dem Bahnhof stand der Prunkwagen mit dem Thron, von zwei vollen Apfelsinenkisten flankiert. Unter dem Thron stand versteckt ein Kasten mit Kupferpfennigen. Nun kam der Augenblick, wo die Herzen höher schlugen, denn Jobst Huppupp bestieg den Wagen und erkletterte den Thron. Eine Stimme aus dem Volke rief: „Datt 's woll de Kaiser von Bützow?“

Die Antwort: „Jawoll, datt 's de Kaiser von Bützow,“ kam sehr kläglich, das genügte dem Pruzi nicht. Darum schwang er sich auf den Thronwagen, griff in die Apfelsinenkiste und warf die Früchte dutzendweise unter die Menge. Hin und wieder langte er auch in den Geldkasten hinein und warf Münzen, daß das Volk unter vierzehn Jahren sich darum raufte. Nach dieser Arbeit reckte er sich in seiner ganzen Größe auf.

Wie ein Herold stand der Pruzi da. Er legte beide Hände an den Mund und schrie: „Datt 's woll dei Kaiser von Bützow?“

Und nun antwortete die Menge brausend und tosend:

„Datt 's de Kaiser!“

„So sei es denn,“ antwortete Jobst Huppupp und neigte in dankbarer Ergebung, mit dem bitteren Essiggeschmack auf der Zunge, sein Haupt. Inzwischen hatte Fürst Zitterhand von Ahlbeck mit feierlicher Gebärde ein Paket aus seiner Reisetasche genommen. Als das Papier fiel, hielt er die Goldkrone aus purem Messing in seiner Rechten. Noch einmal hauchte er andächtig auf die Krone, putzte sie mit dem linken Rockärmel und drückte sie auf das edle, doppelgekümmelte Haupt.

Die heilige Handlung war geschehen.

Jobst Huppupp DLIX war gekrönt.

Die Musik spielte den Krönungstusch, und dann setzte sich der Thronwagen mit seinem Gefolge langsam, apfelsinenwerfend in Bewegung.

Heroldsfanfaren schmetterten. Landsknechtspauken dröhnten. Schwiegen diese Instrumente, so setzte ein Marsch der Stadtkapelle ein. Warf der kalte Februarwind hin und wieder den roten Stoff des Wagens so hoch, daß ein grauer Rollwagen zu sehen war, so schadete dies nicht, denn Friedrich von der Pfalz, am nächsten Tage wieder ehrbarer Hausdiener vom Hotel de Prusse, hatte seinen Kram trotzdem gut gemacht und war für die nächsten vierundzwanzig Stunden der Freund aller Studenten.

Auf dem Markt stieg die offizielle Begrüßungsrede an den Kaiser. Seine Antwort bildete das vorläufige Ende des Empfanges.

Im Hotel de Prusse wurde Quartier genommen und Trunk und Speise gereicht. Von Glas zu Glas stieg die Stimmung, und als ihr gemessener, offizieller Höhepunkt kam, schritt der Kaiser zur Ordensverteilung. Mehr als zwei Orden bekam keiner. Der vornehmste Orden aber war aus Zinkblech und nannte sich der Orden von der verzehrten Sprotte, denn dieses Fischlein ist ein Kind der Tiefe, und in der Tiefe wohnt der Humor.

Am späten Abend brachten die Bützower Schüler Jobst Huppupp DLIX einen Fackelzug, der mit herzlichen Dankesworten und einem dreifachen Hoch auf die Kaiserstadt ausklang.

Nach dieser Huldigung verlas der Erzkanzler einen Ukas, in welchem dem Reich der Traurigkeit und der Banalität, sowie seinem griesgrämigen König ewige Fehde angekündigt wurde. Hingegen sollten mit den Fürsten der Freude und des hohen Geistes auf diesem Erdenrunde enge Bände der Freundschaft geflochten werden.

So geschah es denn auch.

In überschäumender Lust und Kraft sprang der Pruzi auf den Tisch. Sein samtener Bräumeisterrock war offen. Die weißleinene Hemdbrust mit dem bunten Band quer darüber leuchtete. Seine Augen glänzten, und sein Mund jubelte eine Strophe von Friedrich von Schiller hervor:

„Freude sprudelt in Pokalen,
in der Traube goldnem Blut
trinken Sanftmut Kannibalen,
die Verzweiflung Heldenmut.
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen;
dieses Glas dem guten Geist!“

Die Gläser klangen rundum. Lieder und Rundgesänge folgten.

Später sah mancher Rostocker Student mit Jobst Huppupp so tief in die Bierkanne, daß aus der Sprotte ein grauer Hecht oder ein anderes graues Tier wurde.

In schwerer Stimmung schied dann der Kaiser von seiner Krone, wurde frommer Büßer und Poinitentiarius im Kloster der heiligen Hinterstube — — — und begoß sich dort die Nase ganz fürchterlich.

Zwischen Nacht und Morgen, als dem Finanzminister Mirakel von Mammon und dem Trunklieb Herzog von Batium die Augen übergingen, dem einen wegen der leeren Geldbörse, dem andern wegen der leeren Flaschen, kam der Schlaf.

„Allet utgesupet,“ sagte selig lächelnd der Trunklieb und kletterte in sein Bett.

Am Morgen mußte Friedrich viele Stiefel putzen, und der Kellner servierte Kaffee mit Rollmops.

Der neue Tag war da. Der Kaisertraum war ausgeträumt, verklungen wie die Töne einer schalkhaften Klarinette.

Später glänzte wohl auf einer Studentenbude noch eine Krone, und in einer anderen hingen blanke Orden, auch der Pruzi und der Lordmajor geisterten noch im Kolleg herum, weil ihre Familiennamen durch den großen Ulk nicht mehr so bekannt waren wie ehedem, aber trotzdem begann die Arbeit wieder, und es wurde fleißig gelernt.

VI.

Die ersten warmen Frühlingstage lagen über den Dächern. Die Sonne schien so hell, daß alle schwarzen Wintermäntel staubig und grau aussahen. Die Luft war hart und klar und machte hungrig. In den Gärten blühten Schneeglöckchen und in den Büschen der Wallanlagen das Scharbockskraut. Am Hang der Wallschule dufteten die Veilchen, und die Jungen der ersten Klasse gruben schon die Blumenbeete des Schulgartens um. Aus den Wiesen riefen die Kiebitze, und die Spatzen räumten schimpfend die Nistkästen. Die Stadtarbeiter strichen das Entenhaus auf der Teufelskuhle mit grüner Ölfarbe wieder neu und nahmen von der Wasserkunst auf dem Neuen Markt die großen Planken herunter, die im Winter wie ein Schutzdeckel über dem Wasserbecken gelegen hatten.

Auf der Reiferbahn unter den knospenbraunen Baumkronen ging das Pferd am Rundgang des Teerkessels, und der Teergeruch brachte Heimweh nach Segelschiffen und ähnlichen Dingen, die ein Mensch um diese Zeit gern wünscht. In den langgestreckten Reiferschuppen waren in den langen Bahnen helle Seile gespannt, die durch das eifrige Arbeiten der Reifer immer länger wurden und dann als großer Ring nach dem Teerkessel

getragen wurden, um geteert zu werden. Weiß fielen die Seile in den Kessel, sogen sich voll Teer und kamen braun oder dunkelschwarz wieder heraus. Sie fielen schwer auf die Erde und erdrückten die ersten jungen grünen Grashalme. Das war nicht schön.

Fritz Ehmke und seine Freunde sahen der Arbeit zu. Tiefsinnig wischte Fritz einen Tropfen über der Oberlippe fort, zog die Nase kraus, schob die Mütze in den Nacken und sah sich satt. Durch den Teergeruch wurden langsam Seeräubergedanken in ihm wach. Es mußte schön sein, alle Schulbücher in die Warnow zu werfen, mit einem Segler nach Warnemünde zu fahren und weiter in die See, bis über den Ozean. Immer wäre eine frische Brise um ihn und keine trockene Klassenluft. Für das erste selbstverdiente Geld würde er einen Tomahawk und eine Handharmonika kaufen, für seine Mutter ein wollenes Brusstuch, und den Schwestern würde er einen Affen oder einen Papagei mitbringen. Da fiel ihm ein, daß seine Mutter wohl weinen würde, wenn er jetzt schon fort ginge. Trotzdem blieben seine Gedanken bei der Seefahrt, und nach einer Weile meinte er: „Wi späl'n keen Abo Bibo mihr, datt kön'n de Dierns dauhn. Weet ji watt? Wi besorgen uns een Boot, un ick bünn Admiral.“

„Un watt soll ick sien?“ fragte Alli.

„Du büst Käpt'n, Alli, un Fiete is Stüermann, de annern sünd Matrosen.“

Der Admiral musterte seine Mannschaft und sagte auffordernd: „Denn will'n wi gliek losgahn!“

Am Christinenhafen lagen viele Boote. Sie waren vertaut oder mit Ketten angeschlossen. Einige Boote waren an Land geslippt und bekamen neue Anstriche. Vor einem blieben die Jungen stehen und beaugenscheinigten es. Das war ein Fahrzeug, wie es sein mußte. Ein alter Fischer, die Pfeife im Mund, beide Hände in den Hosentaschen, kam mit wiegendem Decksgang heran. Er blieb auch vor dem Boot stehen. Der Alte sah die Jungen an, die Jungen den Alten. Dieser sagte mit dem Mund nichts, aber sehr viel mit seinen Augen. Die Luft roch so angesengt, daß Fritz sagte: „Kummt mit.“

Hinter ihnen grummelte es: „Is äwer ok juch Glück.“

Beim Haedgehafen lag ein abgesoffener Kahn. Ein Besitzer war nicht zu sehen. Der Admiral musterte seemannisch das Fahrzeug.

„Is jo son'n lütten Seelenverköper, äwer wi will'n emm man klor maken.“

Fiete Bollhagen und Karl Beese besorgten aus dem Teerschuppen der Fischerbastion zwei leere Blechdosen. Fritz und Alli zogen Schuhe und Strümpfe aus, kletterten in den Kahn und schöpften mit den Dosen das Wasser aus. Langsam kam das Boot hoch. Die Matrosen standen am Bollwerk Posten und stritten darum, ob die erste Kaperfahrt nach Oldendorf oder nach dem Schnatermann gehen sollte; den fremden Jungen, der plötzlich bei ihnen stand, sahen sie gar nicht.

„Watt makt ji hier?“

„Datt geiht di gor nicks an,“ antwortete Karl Krull.

„Ick bünn ut de Fischerstraat, un watt an'n Strann'n bett na datt Koßfellerdur liggt, hürt uns to.“

Da kam der Admiral aus dem Boot hoch und sagte zu dem Jungen, daß er sich wegscheren solle und seine Großmutter grüßen könne. Der Junge ging nun fort, doch nach einer halben Stunde war er wieder da, brachte eine große Horde mit, unter der sich Sitting Bull, der größte Delf des ganzen Strandes, befand. Sitting Bull trug ein Enterbeil und hatte auf der rechten Hand einen blauen, mit chinesischer Tusche tätowierten Anker.

„Watt 's hier los?“ schrie er dem Admiral zu. Der schöpfte noch zwei Dosen Wasser aus dem Boot, ehe er nach oben blinzelte, und dann mit: „Gor niks!“ antwortete.

„De Boot hürt uns!“ brüllte Sitting Bull.

„Juch hürt gor niks!“ schrie der Admiral zurück.

„Hest woll lang'n keen Schacht krägen?“

Nun kletterte der Admiral aus dem Boot auf das Bollwerk: „Kannst ok 'n Fellvull von mi hebben.“

Dicht an dicht standen die beiden Jungen da. Ihre Fäuste waren hart. Mit ruhigen Augen maßen sie sich minutenlang. Hinter jedem stand wartend die Kraft eines Jungenhaufens, zum Zuschlagen bereit. Kein Wort wurde gesprochen. So still war es an dieser Stelle am Bollwerk noch nie gewesen. Das Ebenbürtige der Gegner ließ aus den Fäusten langsam glatte Hände

werden, und die Feindschaft schwand aus den Gesichtern.

Sitting Bull fragte den Admiral, warum und wozu er in seinem Revier wäre und was es mit dem Boot auf sich hätte. Der Admiral gab ihm Bescheid und meinte, daß er das Boot haben müsse. Übrigens wären die Jungen am Strande die alleinigen Besitzer der alten Fähre, die sie heimlich abwrackten und deren altes Eisen sie an Jude Gimpel verkauften. Er, der Admiral, hätte so einen Bontje wie diese alte Fähre nicht in seinem Revier, und deswegen solle Sitting Bull ihm das abgesoffene Boot geben. Sitting Bull meinte dagegen, daß sie die Fähre haben müßten, weil der Pfingstmarkt sehr viel Geld koste und außerdem der türkische Honig und die Kokosnüsse immer teurer würden. Hinzu käme noch, daß Kietzmann mit den Freikarten auf der Berg- und Talbahn geiziger würde. Dann drehte Sitting Bull sich nach seiner Schar um.

„Söll'n wi ehr de Boot nu gäben?“

Da ein zustimmendes Gemurmel folgte, wurde das Enterbeil begraben. Fritz kaufte Sitting Bull für zwei Pfennig chinesische Tusche ab, und dann gingen sie friedlich auseinander.

Am Abend malte Walter Harder auf ein Stück Pappe das Wort „Störtebecker“ und umrahmte es mit zwei Totenköpfen. Das war die Gallionsfigur. Fritz Ehmke machte aus einem alten roten Unterrock einen langen Wimpel und zeichnete mit Kreide ein Freibeuterzeichen

darauf. Alli Behr saß im Keller seines Vaters und handwerkte aus langen Baulatten zwei Riemen, die an den Enden die Form von Handgriffen haben sollten. Fiete Bollhagen dremmelte solange bei seiner Mutter, bis sie ihm einen Glashafen mit Roter Beete, eine Flasche Himbeersaft und eine lange Stange als Mast gab. Guschi Baumgarten besorgte sich von seinem Onkel Twist und Kupfernägel; und nach vielen Fragen und Bitten gab sich der Onkel dazu her, seinen Neffen im Dichtmachen von Lecks zu unterrichten. So hatte jeder Junge einen Auftrag von seinem Admiral und versuchte, ihn zu erfüllen.

Am nächsten Nachmittag wurde das letzte Wasser aus dem Boot geschöpft. Guschi dichtete das Leck, und Fiete richtete den Mast auf. Ein Segel fehlte, aber es war Wind, und der Wimpel wehte so schön, daß die Jungen mit diesem Stück Flatterkram zufrieden waren. Walter hatte gerade die Gallionsfigur angenagelt, als der Admiral mit den übrigen Matrosen von St. Marien kam. Sie hatten auf einer großen Hochzeit „In allen Stürmen, in aller Not“ singen müssen. Nun legte der Admiral zwei Finger in den Mund und pfiff das Signal zum Ablegen. Als letzter sprang er in das Boot: „Störtebecker“ stach in See. Drei Kohlenträger, mit schwarzen Gesichtern und weißen Zähnen, blieben am Bollwerk zurück und grießflachten.

Es war auslaufender Strom. Das Wasser war schwarz. Allis selbstangefertigte Riemen waren sehr schmal und schafften nicht genug. Das Gehlsdorfer Ufer

mit den hohen Pappeln und der Badeanstalt kam immer mehr aus Sicht, und Langenort rückte näher. Die Wellen trugen weiße Schaumköpfe, und auf dem Wasser wehte der Wind so kühl, daß Guschi den Rockkragen hoch machte. Der Admiral saß mit gekreuzten Beinen am Mast, sorgte für die Ablösung der Ruderer und aß Rote Beete. Als er ein Stück Meerrettich zerbiß, trännten ihm die Augen und er gab den Hafen an seine Mannschaft weiter. Der scharfe Geschmack auf der Zunge mußte fortgespült werden, darum entkorkte er die Flasche mit dem Himbeersaft und trank hier-von eine Daumenbreite. Sie waren sieben Mann, und jeder mußte gleichviel bekommen. Langsam und schwer kam das Boot voran. Es lag jetzt in der Fahrrinne. Von Warnemünde her kreuzte ein großer Dreimaster mit gelbem Kreuz in blauer Flagge auf. Fritz glaubte, daß er mit seinem Schiff noch viel Zeit hätte, und wußte es selber nicht, wie es kam, daß der Schwede auf einmal so dicht vor ihm saß. Es war gut, daß die beiden stärksten Jungen, Alli und Fiete, ruderten. Mit einer halben Schiffslänge glitten sie am Bug des Schweden vorüber. Das Boot schaukelte in den hohen, starken Heckwellen. Die Jungen lachten. Alli sagte: „Holl di an 'n Tun, de Häben is hoch!“ Er setzte die Saftflasche an den Mund; beim Trinken schlug er sich plötzlich die Flasche gegen die Zähne, daß er schrie. Wasser lief ins Boot, und die Jungen machten so schnelle Bewegungen, daß es beinahe umgeschlagen wäre. Ein armdicker Wasserstrahl kam aus dem Bootsboden. „Störtebecker“ war leck gesprungen. Alli rief: „Dammi noch mal to!“

Fiete plierte mit den Augen und meinte: „Nu ver-supen wi.“

Der Schwede war schon weit fort. Nirgends war ein Fahrzeug oder ein Fischerboot auf dem Wasser, und drüben, am Gehlsdorfer Ufer, war kein Mensch zu sehen. In der Angstluft, die über dem Boot lag, klang die Stimme des blaß gewordenen Admirals: „Henseten!“ Vorsichtig und ruhig kletterte er über Guschi hinweg, sah ihn an und meinte: „Sühst ut as 'ne Gaus, wenn 't dunnert.“ Er nahm die Mütze vom Kopf, wickelte sie um seine Faust, kniete nieder, und stieß sie in das Leck.

„Fiete und Alli, raudern, äwer feste!“

Sie taten es, daß sie Blutquesen in die Hände bekamen. Krebsrot waren ihre Gesichter, so war noch nie mit Baulatten auf der Warnow gerudert worden. Das Wasser im Boot stieg; der Glashafen und die Saftflasche schwammen wie verlorenes Spielzeug darauf. Mit ihren Mützen schöpften die Jungen das Wasser aus und merkten, daß das Ufer allmählich näher kam. Der Admiral lag mit seinem Leib halb im Wasser, und von der Stelle, wo seine Faust im Leck steckte, kam es rot hoch. Es sah aus wie der Saft der Roten Beete, aber es mußte wohl Blut sein. Die Bootskante kam dem Wasser immer näher, aber Langenort auch. Niemand sprach, es wurde um den Tod gearbeitet, und die Jungen ließen sich von ihrer Warnow, die sie so gern wie eine gute, stille Tante hatten, nicht unterkriegen. Wohl wurde das schwere Boot immer langsamer, doch Ruderschlag auf Ruderschlag, Welle auf Welle brach-

ten es an das hohe, grüne Schilf heran. Wie ein breiter Keil teilte der Bug das Schilf, lief im Schlick auf und saß dann fest. Guschi kletterte zuerst über den Bootsrand, sank bis über die Knie in den Modder ein und arbeitete lange, ehe er festen Boden unter seinen Schuhen merkte. Am Ufer suchte er nach einem Brett; weil er nirgends eins fand, riß und wrangte er aus einem Koppelzaun zwei Pfähle und warf sie auf den Modder als Steg. Nun kletterte ein Junge nach dem anderen von Bord. Als letzter kam Fritz. Um seinen blutenden Daumenballen wickelte er ein Taschentuch. Seine Hose hing, triefend naß, eng an den Beinen. Aus den Schuhen quietschte das Wasser. Ihn fror so sehr, daß seine Kinnbacken zitterten, aber trotzdem blieb er versunken am Ufer stehen und sagte: „Un's godes Boot!“

Alle seine Kameraden hatten traurige Augen. Nach einer Weile meinte Alli: „De Fahn möt runner.“

Er machte noch einmal den Weg durch den Modder. Der Admiral steckte den roten Wimpel in seine Hosen-tasche, dann machten sie sich auf den Rückweg; und sah sich einer um, ohne daß es ein anderer gewahr wurde, dann sah er über dem grünen Schilf nur noch den dunklen schlanken Mast, dieser blieb zurück. Aber eine neue Nachdenklichkeit war über die Jungen gekommen, und weil sie kein Geld für die Überfahrt mit der Fähre hatten, ging diese Nachdenklichkeit sehr lange mit ihnen, bis über Dierkow und den Petridamm.

Am nächsten Morgen war es mit Fritz Ehmkes Daumen noch schlimmer geworden. Ein großer, umständ-

licher Verband umhüllte die ganze Hand, die ihm so weh tat, als hätte er sie zwischen einer Winsch gehabt. Darum verstand er auch den Zustand und die Qual der flüchtenden Soldaten von Jena und Auerstädt, über die der Lehrer in der Geschichtsstunde unterrichtete, am besten. Der Niedergang Preußens würde den Soldaten nicht weher getan haben als Fritz der Daumen.

Mit der Aufmerksamkeit und dem Wissen war es in dieser Stunde nicht weit her, weil in der Pause auf allen Bänken nur vom „Störtebecker“ gesprochen worden war. Dem Lehrer wurden viele Fragen unrichtig beantwortet, und als bei der Wiederholung des Themas bankweise keiner den Tag von Jena wußte, sagte er: „Schämt euch, daß ihr so wenig von der Geschichte wißt. Angst um Deutschland kann man haben, wenn ihr mal Soldaten werdet.“

Diese Worte gaben Fritz den letzten Rest seiner erschütterten Standhaftigkeit, und deswegen hielt er es für angebracht, den Finger hochzuheben: „Herr Lehrer, ich muß zum Doktor. Mein Finger tut so weh.“

„Was hast du damit?“

„Ich hab mich an einem Nagel gerissen.“

„Wo willst du denn hin?“

„Meine Mutter hat gesagt, ich soll zu Professor Gies gehen.“

„Gut, tue das.“

Fritz sah draußen nicht die braunen Knospen der Linden auf dem Rosengarten und nicht die Stadtgärtner, die das schützende Tannengrün von den Blumenbeeten und Rosenstöcken nahmen. Er hörte nicht den Spatzenlärm in dem dichten Efeu am Steintor und sah kaum das Ochsengespann der Zuckerfabrik, das gemächlich vom Markt kam. So weh tat sein Finger.

Das Wartezimmer von Professor Gies war überfüllt. Nach einer Weile wurde eine hohe weiße Tür geöffnet, und eine harte, fast barsche Stimme rief: „Diejenigen, die Schmerzen haben, bitte zuerst!“

Ein Arbeiter ging hinein. Fritz zögerte noch einen Augenblick, weil die Hand jetzt gar nicht mehr weh tat, doch dann ging er mit dem Arbeiter.

„Was haben Sie?“

„Jä, Herr Perfesser, ik heff datt uppe Bost!“

Gies lächelte unmerklich.

„Machen Sie Ihren Oberkörper frei.“

Der Professor beschäftigte sich eingehend mit dem Arbeiter, und sagte abschließend: „Ohne Befund. Der Herr bekommt einen Schnaps; — und was hast du, mein Junge?“

Fritz erzählte sein Leid. Der Professor löste den Verband, und der Arbeiter goß zwei Schnäpse hinter die Binde. Der Junge mußte sehr aushalten. Die Tränen standen ihm in den Augen, doch aus seinem Mund kam kein Wort des Schmerzes. Er blieb stur und fest, wie es sich für einen Admiral geziemte. Die Wunde wurde

wieder verbunden, doch der Verband war viel kleiner als vorher. Während der Professor den Verband erneuerte, drehte er sich nach dem still dasitzenden Arbeiter um:

„Hest du datt noch ümmer upp dei Bost?“

„Son'n bäten noch, Herr Perfesser, ganz is datt noch nich weg.“

Gies lachte und sagte zu seinem Assistenten: „Geben Sie dem Herrn noch einen Schnaps, — — und dann aber raus mit ihm!“

Unter der Grobheit verbarg sich ein freigebiges Herz, und ein gutes Gemüt. Das wußte die ganze Stadt.

Fritz bekam vom Professor fünf Pfennig, die jeder Junge erhielt, wenn er nicht weinte, und ging mit einem lachenden und einem traurigen Auge nach Hause.

Die Mutter saß in der Küche, hatte die Kiepe auf ihrer blauen leinenen Schürze, schälte Kartoffeln, und die Schale fiel rund und kringelig, dann lang werdend in die Kiepe. Fritz drückste in der Küche herum, spielte mit dem Schürzenband seiner Mutter und fing endlich an, vom gestrigen Tage zu erzählen. Er fragte, ob der Vater ihm wohl helfen würde, das versackte Boot zu heben, denn es sei doch schade um das Fahrzeug, auf dem er so gerne Admiral gewesen wäre. Die Mutter hörte ihrem Ältesten zu, strich mit dem Handrücken eine Haarsträhne zurück, schälte weiter und meinte nach längerer Überlegung, daß er dem Vater die Geschichte von dem Boot lieber nicht erzählen solle; es

könne vielleicht noch Schläge dazu geben, da doch das, was er angestellt hätte, sehr leichtsinnig gewesen sei.

Zwischen beiden Menschen blieb es still. Fritz hatte immer noch ein Gesicht aufgesetzt, als sei ihm die Petersilie verhagelt, und während die Mutter die Kartoffeln wusch, dachte sie: „Watt hett de Jung hüt?“

Sie sah nach der Uhr. Es ging auf Zwölf. Das Essen mußte fertig werden. Fritz sah aus dem Fenster und fing zögernd an zu fragen, ob es richtig sei, daß nur solche Jungen später gute Soldaten würden, die in der Schule eine gute Nummer in Weltgeschichte gehabt hätten. Hierauf wußte die Frau nicht gleich zu antworten. Sie merkte, daß irgend etwas nicht in Ordnung war und daß sie helfen mußte. Darum bekam sie das Grübeln; und als ihr Sohn wieder fragte, ob sie seine Frage von vorhin nicht gehört hätte, war sie innerlich so weit, daß sie ihn trösten konnte. Mit ruhigen Worten gab sie ihm Bescheid, daß jeder junge Mensch, der gut sei, nicht stehle und nicht lüge, Soldat werden könne. Ja, sie erzählte sogar, daß sein Vater auf dem Dorfe so wenig gelernt hätte, daß ihm Weltgeschichte, Rechnen und Schreiben erst während der Soldatenzeit beigebracht worden sei. Als sie ihre ergrübelte Weisheit ausgesprochen hatte, strich sie ihrem Jungen übers Gesicht und meinte: „Nee, Fritzing, dor mak di man kein Koppweihdag üm.“

„Mudding, ob ick woll noch Unteroffizier war'n dauh?“

„Worüm woll nich, mien Jung? Ut einen orrigen
Minschen kann all’ns warr’n.“

Fritz ging in die Stube, ließ die Tür offen und setzte sich an den Tisch, um eine Postkarte an seinen Großonkel, Klaus Nehls, der in Warnemünde als abgemusterter Steuermann wohnte, zu schreiben. Die Mutter sprach ihm die Worte in die Feder. Der Großonkel wurde zu Ostern eingeladen, und die Mutter bat ihn, doch dieses Mal mit der Eisenbahn zu kommen und nicht, wie in den Vorjahren, mit einem Segler oder Schlepper. Sie würde ihn vom Lloyd-Bahnhof abholen; und wenn er die genaue Zeit seiner Ankunft schriebe, stünde die Kaffeekanne und der Kuchen auf dem Tisch. Fritz wurde das Schreiben recht sauer, und er war froh, als die Postkarte fehlerfrei fertig war. Die Reihen waren alle nach rechts oben in die Ecke gerutscht, aber das schadete ja nichts.

Am Nachmittag ging die Mutter in die Stadt; sie kaufte Ostereier und allerlei andere Dinge, die zum Fest notwendig waren und Freude machen sollten. Abends wurde der Kuchen angerührt, und als das Haus ruhig wurde, firnißte Frau Ehmke den Fußboden und die Treppe und legte Zeitungspapier darüber.

Einige Tage später gab es in der Schule Zeugnisse. Fritz und die einstige Besatzung des „Störtebecker“ wurden versetzt. Fritz bekam von seinem Vater für das Zeugnis ein blankes Zehnpfennigstück. Die Tage der

Zeugnisse brachten Unzufriedenheiten und Streitigkeiten in manche Familie, alle schimpften auf die Lehrer. Nun sollten plötzlich alle Jungen Prinzen und artige Knaben in den Augen der Eltern sein. Nur die Lehrer hatten Schuld. Auch bei Hanning Klöres kam eine beleidigte Mutter an. Er hörte ruhig und lange zu, nahm endlich seine goldene Brille ab und sagte gelassen, daß er aus einem Schweinetrog keinen Geigenkasten machen könne, aus ihrem Jungen also auch nicht einen Weisen.

Die Jungen waren froh, daß sie versetzt worden waren, warfen ihre Schulmappen auf das Bort und liefen auf der Straße herum wie eine Herde Fohlen, die zum ersten Male auf die Weide kommt.

Fritz ging in die Dalwitzhöfer Wiesen, suchte Moos für die Osternester, pflückte gelbe Blumen und freute sich an der Welt.

Am Tag vor Ostern bekam seine Mutter einen Brief aus Warnemünde. Der war sehr schlecht zu lesen, und es dauerte einige Kaffeetassen lang, bis Großonkels Worte entziffert waren. Er schrieb:

„Liebe Wieschen. Ich komme gern, und ich danke für die Einladung. Aber woans denkst Du Dir das? Ich und die Eisenbahn? Du büst je woll rein von Gott verlassen. Solange mich meine irdischen Beine noch tragen, sollen meine Augen Wasser sehen, und meine Hände sollen ein Stück von einem Schiff anfassen. Nee, ich komme aufs

Wasser zu Euch, wozu haben wir sonst die Warnow? Ich fahre mit einem Ludewigschen Schlepper, und das geht keinem Stadtmenschen was an, und einem Bauern kümmert das nicht. Sag' man Karl, was Dein Mann ist, Bescheid, er soll eine Flasche Rum von Lorenz besorgen, aber den guten.“

„Son'n mallen Kierl,“ sagte Frau Ehmke; „Nu geiht datt Lur'n wedder los.“

Sie ging nach dem Großen Scharren, besorgte das Fleisch zum Fest, holte den Rum und wartete. Dann stellte sie den Primelstrauß auf den Tisch, hing um das Bild ihres Mannes, das noch aus den Bräutigamsjahren war, einen grünen Kranz von Möösch und wartete wieder. Sie zupfte an ihrer gestickten Nachmittagsschürze, strich sie glatt und hörte das Kaffee-wasser in der Küche kochen. Dann ging die Haustür, doch an dem ersten Schritt erkannte sie ihren Mann.

Frau Ehmke hätte weinen mögen. Sie wollte ihrem Onkel etwas Gutes tun, damit er Ostern nicht allein zu sitzen brauchte, und nun kam er nicht. Der Kaffee-kessel war fast leer gekocht. Die Frau füllte Wasser nach und tat es mehrere Male.

Um die Zeit, als der Zug durch die Grubenstraße bimmelte, stand endlich der Besuch in der Stubentür: Klaus Nehls. Sein Gesicht war rot und gesund wie reife Erdbeeren, und der weiße Bart rundherum war wie ein Rahmen aus Flockenschaum. Ein Lachen stand

in dem Gesicht, daß die priemgelben Zähne zu sehen waren; und die Augen unter den weißen Buschen waren so blank, wie der silberne Ring im Ohrläppchen.

„Dag ok, mien Wieschen, wie geiht di datt, lütt Diern?“

Wieschen wollte ihm das lange Warten ankreiden und recht böse sein, aber sie kam nicht dazu, denn Onkel Nehls hatte seinen grauen, segeltuchumspannten Koffer hingesetzt und nahm seine Nichte so fest in seine Arme, daß ihr fast die Luft wegblieb. Er strich ihr mit seiner großen Hand über das Haar und sagte ihr manches übermütige Wort, daß sie fast verlegen geworden wäre. Endlich konnte sie sich frei machen und ging in die Küche.

Vater Ehmke und Onkel Nehls erzählten, und Fritz saß mit seinen Schwestern in der Ecke und hörte still zu. Der Onkel machte umständlich seinen Koffer auf, holte eine helle, weiße Flasche heraus und legte sie auf den Tisch. In der Flasche war ein Schiff, das auf grün-weißen Schaumwellen segelte. Es trug Masten mit Takelage, hatte Decksluken und Ruderhaus, und am Mast wehte eine Fahne mit dem Rostocker Greif.

Als die Frau mit dem Abendbrot in die Stube trat, sagte der Onkel: „Ditt 's mien Ostergaaw för di. Datt Schipp is dei ‚Margarethe Melida‘, mien letzt Seilschipp, wo ick up führt heff.“

Wieschen fand zuerst kein Wort, so freute sie das Geschenk. Dann mußte Onkel Nehls erklären, wie er

das Schiff mit den Masten durch den Flaschenhals bekommen hätte. Fritz war so begeistert, daß er mit beiden Ellenbogen auf dem Tisch lag und sich ganz vergaß. Beim Abendessen erzählte der Onkel noch mehr von dieser Kunst. Und weil diese für Fritz neu war, durfte er noch länger als seine Schwestern aufbleiben und zuhören.

Später brachte Wieschen dem Onkel den Teekessel mit springend heißem Wasser für den Grog. Sie machte Licht in der Stube und zog die gelben Gardinen zu. Auf der Fensterbank griff sie in etwas Feuchtes und sagte erschrocken: „Igitt, igitt!“

Es war ein Priem, den der Onkel da hingelegt hatte.

Der Onkel erzählte vom letzten Winter; von Hühn und Perdühn, von Kapitän Ohlerich und seinem Boot Prinzeß und von der christlichen Seefahrt. Nach dem dritten Glas Grog fragte er, wie es Ernst Emil Rat gehe. Vater Ehmke antwortete, es gehe ihm gut; aber es heiße doch „ein ehrbarer Rat“.

„Du wißt wedder quesen, Unkel,“ sagte Wieschen.

„Ne, mien Diern, datt will ick nich. Äwer du möst mi doch recht gäben, datt juch Rat uns nich för vull nimmt, datt wi ümmer hinnere Purt sitten un nikst seggen hebbien.“

„Wieso?“ fragte neugierig Fritz.

„Swieg still, mien Jung.“

„Nu lat upstunns datt Gedrähn,“ meinte die Frau, „wi Rostocker sünd ümmer anständig waest.“

„Ne, datt sünd ji nich wäst. Ick will juch datt klor makan.“

Mutter Ehmke wußte es seit langem, was nun kommen würde: Jene Geschichte von 1813, die der Onkel jedes Jahr erzählte, die ihm der alte Baselow als junger Matrose zugetragen hatte, und die sie schon auswendig kannte.

Fritz, für den diese Geschichte neu war, rief: „Vertell, vertell, Unkel!“

Das Erzählen begann.

Im November 1813 hatten dänische Kaperer die vor Warnemünde auf Reede liegenden Rostocker Schiffe „Anna Gertrude“, „Venus“ und „Katharina Maria“, die mit Waren von Petersburg und Riga gekommen waren, überfallen. Die Dänen wollten mit ihrer Beute abziehen; da gewahrten Lotsenkommandeur Gerdes, Altermann Martin Lange und die Ältesten Holst und Michelsen, was draußen auf der Reede gespielt wurde. In großer Eile wurde im Ort Alarm gegeben. Die Lotsen und Fischer machten ihre Boote klar, setzten Segel und stachen in See. Zuerst waren es nur an die zwanzig Boote, aber als noch einmal Alarm gegeben wurde, stieg alles, was sich rühren und wehren konnte, in die Boote. Hatten die Segel nicht genug Wind, halfen die Frauen und großen Kinder rudern. Vierundvierzig Boote mit 340 Haupt Besatzung liefen aus. Die See war braun von Segeln, und da draußen ein steifer Wind wehte, holten die Boote die Kaperer ein und stellten sie so sieben Meilen vor Warnemünde. Ohne große

Umstände wurde die Beute zurückerobert. Wohl wollte ein Däne, der so lang war wie Mutter Lewerenzens Kind, dem Ältesten Michelsen ein langes Käsemesser in die Brust stoßen, aber Martin Lange hatte aufgepaßt. Er griff mit seinen großen Pranken den Dänen und warf ihn gegen die Reeling, daß der sich die Rippen brach.

Nach langem Manöverieren waren im abendlichen Dunkel die Schiffe im Hafen festgemacht worden.

Die Rostocker Kaufherren zahlten hierfür lumpige neunhundert Taler. Diese reichten nicht einmal, um das nasse Pulver und die zerrissenen Segel zu ersetzen. Den Leuten war Unrecht geschehen. Nach dem gültigen Stadtrecht mußte ihnen ein Betrag von dreihunderttausend Talern ausgezahlt werden. Sie wären auch mit weniger zufrieden gewesen, wenn sie die menschliche Anständigkeit bei den Rostockern gefunden hätten, weil die aber fehlte, wurde ein Prozeß angestrengt. Gerdes war Sprecher, er stand für 340 Warnemünder vor dem Rostocker Gericht, sprach leise und laut, sachlich und rebellisch. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Blackpott des Schreibers gegen die Decke der Ratsstube flog; aber Recht bekam er nicht.

So erzählte der Onkel; und dann braute er einen neuen Grog.

Fritz rief: „Unkel, vertell, vertell.“

Die Mutter sagte beschwichtigend: „Nu hett Unkel 'nog vertellt.“ Aber niemand hörte auf sie.

„Datt seggst du so henn wi Fleegendreck, Wieschen. Ick bünn noch nich klor.“

„Dei Klock geiht up elm'm, Unkel.“

„Upstunn's sünd dei Rostocker wedder nich to ge-neeten. Sülwst Jochen Niels hett Striet mit ehr. Na, Jochen helpt sick, hei is driest un makt ut sien Hart-kuhl keen Teertunn'n. Aß hei nülich Kirchner an'n Strom dröppt, hett hei to em seggt: „Härr Vagt, mi könn'ns, mitsamt ehren E.E.Rat, bätien an'ne Büx rüken.“

„Sowatt seggt man doch nich,“ sagte Frau Ehmke, während ihr Mann sich lachend auf die Knie schlug. Fritz rief vor Begeisterung: „Jungedi!“

„Hett Kirchner denn'n Jochen Niels nich inbuchten laten?“ wollte Vater Ehmke wissen.

„Nee, Korl. Dei hett sick blot na em rümmerdreihnt und hett seggt: „Mi ok‘.“

„Bi juch ward dütsch snackt!“

„Wi holl'n datt Mul nich, Korl.“

„Nu is 't noog mit'n Vertell'n, morgen is ok noch een Dag,“ sagte da die Frau.

Onkel Nehls nahm endlich das Talglicht und kletterte nach oben in die Dachkammer. Er sah noch einmal nach dem Wetter, pustete das Licht aus und warf sich in die Koje. Nebenan lag Fritz; er wünschte sich schon für morgen dänische Kaperer vor Warnemünde, würde sofort seine Horde alarmieren, und dann sollte es eine richtige Seeschlacht mit Enterhaken und Duellen geben. Als ihm nichts mehr in den Sinn kam, drehte er sich auf die rechte Seite und schlief ein.

Nun hätte wohl das ganze Haus schlafen müssen. Aber es war Ostersonnabend, und aus den Wiesen um die Stadt kamen die Hasen mit ihren Eiern und brachten auch Weidenkätzchen und gelbe Ostersträuße mit. Große weiße Zuckereier mit einem Guckloch aus Glas legten sie, als neueste Mode, in die Nester. Sah man in das Guckloch hinein, so war eine Wiese mit bunten Blumen drin, mit einem Haus und Gartenzaun. Auf dem Weg fuhr ein Kutschwagen, und vor den Pferden bellte ein Hund. Es waren auch noch andere Eier dazwischen, die waren gelb, weil sie in Zwiebelwasser gekocht worden waren. Andere waren in buntes Papier eingewickelt und sahen wunder was aus, wurden sie aber aufgeklopft, waren sie genau so wie die gelben Zwiebeleier und konnten zum Frühstück gegessen werden. Mitunter stimmte aber das alles nicht. Es gab auch weiße Hühnereier mit Schokolade gefüllt, und am Ende konnte man sich nicht mehr aus. Das ging nicht nur den Kindern so, sondern auch dem alten Hasenvater Wischenjahn. Er verwechselte häufig die Eier und lief statt nach dem Mühlentor in die Steinstraße hinein. Erst als er über den Neuen Markt lief und das graue Morgendämmern hinter dem Rathause gewahrte, das von weit hinter dem Kessiner Berg herkam, kehrte er um.

Es ist gut, daß die Erde morgens immer erst grau wird, bevor die Sonne kommt. Man erschrickt nicht

so sehr und wird nicht auf einmal so geblendet, wenn der rote Ball hochkommt.

Am Bliesathsberg klappte der erste Fensterladen und dann irgendwo in der Schmiedestraße ein anderer. Von dort kam ein Geräusch. Aus Ehmkes Haus trat der alte siebzigjährige pensionierte Stadtbote Witt heraus. Er ging nicht spazieren, weil es Ostermorgen war, sondern weil ihm das Reißen in den Knochen keine Ruhe im Bett ließ. Er steckte sich eine Zigarre in Brand, machte sich aber über diese Verschwendug im selben Augenblick Gedanken und rechnete aus, daß ihm heute ein teurer Tag bevorstünde. Das mußte er wieder wett machen, von übermorgen ab durfte er keine Zigarren das Stück zu fünf Pfennig, sondern nur noch drei Stück für einen Groschen rauchen. So grübelte er und sah nicht die Sonne, die über den Dächern lag und überall als Weckgruß durch die Scheiben leuchtete.

Durch Fritz Ehmkes Fenster kam die Sonne auch und beschien ein Bild, das mit Reißbrettstiften an der Wand befestigt war. Den Übergang nach Alsen stellte es dar, und rund um das Bild waren Postkarten mit bunten Bildern gesteckt. Das Sonnenlicht wurde immer größer. Es schien auf das Bücherbort, wo Sigesmund Rüstig, Stanley, der Letzte der Mohikaner und der Tierschutzkalender in gutem Einvernehmen zusammenstanden. Später spielte ein goldener Strahl mit den fünf Zehen, die unten, und den hellen Haaren, die oben aus dem Oberbett herausschauten, ein schalkhaftes Spiel. Zehen und Schopf gehörten dem Jungen Fritz; mehr war von ihm nicht auszumachen, als der Onkel an die Wand

klopfte. Ein verschlafenes Gesicht kam langsam zum Vorschein, und zwei Hände rieben den letzten Sand aus den Augen. Fritz sprang aus dem Bett, heute wurde gemeinsam Kaffee getrunken. Es war nicht so wie in der Woche, wo er im Stehen Kaffee trank, unterm linken Arm schon die Büchermappe, und die Semmel auf der Treppe bis zur Haustür verschlang.

In der Wohnung hatten die Schwestern schon ihre Nester gefunden. Mieke und Ida zierte ein Schokoladenmund, und Pöpping war gerade dabei, einem Osterhasen den Kopf abzubeißen. Fritz suchte sehr lange nach seinem Nest, er drehte die ganze Wohnung um und fand es endlich im Handarbeitskorb seiner Mutter.

Geruhsam verging der Tag, und die Arbeit bestand aus Essen, Trinken und Erzählen. Zwischendurch wurde etwas geschlafen. Am zweiten Feiertag gingen Vater Ehmke und der Onkel in Kählers Garten, um das Essen und die Beine zu vertreten und dabei ein Glas Bier zu trinken. Fritz ging zu Willi Bohn, tauschte Serienbilder mit ihm und besah dann noch bei Alli Behr die jungen Kaninchen. Es waren echte Wiener mit weißem Fell und roten Augen.

Am Nachmittag kamen unerwartet Onkel Krischan und Tante Sophie aus Rövershagen zum Kaffee, und da war die Stube voll. Sie wollten eigentlich bei Grüttmöllers einen Besuch machen, hatten aber niemand angetroffen. Onkel Krischan trug auf dem Kopf eine grüne Mütze mit Klappen und hatte einen dünnen schwarzen Spazierstock mit silberner Krücke in der Hand. Sein

Rock war bis oben hin zugeknöpft, und um den Hals trug er ein schwarzseidenes, gestepptes Vorhemd mit roten Rosen und knallgrünen Blättern bestickt. Seine Hosenbeine hatte er weit heraufgezogen, daß die grauen Wollstrümpfe und die Strippen der Stiefeletten zu sehen waren. Er mußte beim Verteilen der Größen zweimal „Hier!“ gerufen haben, denn er war länger als der Mast von „Störtebecker“. Eingebracht hatte ihm seine Größe aber nicht viel. Bei den Grenadieren in Neustrelitz war er Flügelmann einer Kompanie gewesen, und immer aufgefallen. Seine Frau dagegen war nur so groß wie ein voller runder Kartoffelsack, auf den ein Kürbis gelegt war. Ihre Figur bekam aber einen märchenhaften Glanz von der großen mit Perlen und Flitter besetzten Gürtelschnalle, die vor ihrem Leib strahlte. Ihren Blusenkragen zierte ein Krönungstaler, und im Haardutt trug sie einen spanischen Kamm. Tante Sophie stippte den Kuchen in den Kaffee, und dort, wo sie saß, wurde die Kuchentellerseite merklich rasch leer. Dabei ging ihr Mund wie eine Pfeffermühle und stand auch dann nicht still, wenn sie ihn voll hatte. Klaus Nehls dachte: „Kann de Olsch vertell'n.“

Nach vielen Versuchen trafen sich seine Augen mit denen von Vater Ehmke. Sie plierten sich an wie Kälber, die zum ersten Mal die Sonne merken, laut sagten sie: „Will'n mal 'ne Partie Sößunsößtig spän'n.“

Krischan war auch mit von der Partie. Nun saß Wieschen mit Sophie allein am Tisch und mußte alles über sich ergehen lassen. Indessen stellte Fritz auf dem

Flur fest, daß der dünne Spazierstock lackiertes Eisenrohr war und der Mantel von der Tante so nach Motenkugeln roch, daß er niesen mußte.

Mittlerweile wurde auf dem Tisch der Kaffee kalt und der Kuchenteller leer. Das Lächeln der venetianischen Wasserträgerin war im Zigarrenrauch nicht mehr zu erkennen. Mutter Ehmke brachte die Kleinen zu Bett und deckte dann den Abendbrottisch. Als Tante Sophie sich an die Tischkante herangegessen hatte, sagte sie zu ihrem Mann: „Treck di an, Buer Meyer sien Wagen töwt up uns.“

Mit einem Schluck trank sie das volle Bierglas leer, wischte mit der Hand über den Mund und stand auf. Zwischen Tür und Angel sagte sie abschiednehmend zu Wieschen: „Datt wier nett bi juch, äwer bätten sporsamer läben köhnt ji. Wi läben ok nich so fett.“

Krischan sagte nur: „Adschüs ok,“ dann storchte er mit seinen langen Beinen nach unten. Sophie trünnelte hinterher. Die Haustür schloß sich. Der Spuk war gewesen, ein trauriges und verärgertes Frauenherz blieb zurück. Da hatte nun Wieschen für ihre Gäste die harte Mettwurst, für den Sommer bestimmt, aus dem Keller geholt und alles aufgetischt; und statt Dank und gute Worte hatte sie Unhöflichkeit geerntet. Sie machte ihrem Herzen Luft und sagte im Selbstgespräch: „Bringt nik's mitt, ett all's up un snackt klook.“ Während Wieschen in der Küche hantierte, fand Onkel Nehls in der Stube hinterm Vertiko die zweite Flasche mit Rum und sang unentwegt: „Ist denn kein Stuhl da, Stuhl da, für

meine Hulda, Hulda?" Er meinte damit das heiße Wasser für den Grog. Wieschen konnte ärgerliche Dinge vergessen, sie vergaß also auch Sophie, brachte ihrem Onkel Grogwasser und trank an diesem Abend auch ein Glas von dem Remmi-Demmi. Onkel Nehls sang Schänties; seine Stimme klang grob wie eine Schrotsäge. Bei dem fünften Grog erzählte er von der Kapitänsfrau auf der „Margarethe Melida“. Diese Frau wäre seine heimliche Liebe gewesen, und alles Spielzeug, das er für ihr kleines Kind gemacht hätte, selbst das Harmonikaspiel, hätte er nur für die Frau gemacht. Später, als er eine Frau zum Heiraten suchte, sei die Kapitänsfrau immer das Beispiel gewesen und hätte den stillen Ausschlag bei der Wahl gegeben. Aber keine wäre so adrett, so hübsch und propper gewesen wie die Frau des Kapitäns. Darum sei er ledig geblieben, und es täte ihm nicht leid. Wenn er daran dächte, mit einer solchen Frau behaftet zu sein wie die, die heute hier gewesen wäre, na, denn gute Nacht, Kathinka.

Der alte Mann ließ sich noch die Sparbüchsen der Kinder geben, steckte in jede ein Silberstück und machte seinen Koffer fertig, da er meinte, er müsse morgen mal nachsehen, was inzwischen am Strom in Warnemünde passiert sei, da er doch sehr lange fort gewesen wäre. Dann ging er in seine Koje, und Wieschen sagte gähnend zu ihrem Mann:

„Een Glück, datt Ostern vörbi is.“

VII.

Die Ferientage waren vergangen wie der Primelstrauß bei Frau Ehmke auf dem Tisch. Fritz machte sich für den ersten Schultag fertig und wollte recht pünktlich sein. Alli holte ihn ab, unterwegs trafen die beiden noch den stillen Adolf.

„Hürst du? Musik!“ sagte aufhorchend Alli. Wie ein Pfeil, vom Flitzbogen geschossen, sausten die Jungen los. Ja, das war Musik. Nun war nichts mehr zu hören, sollte das eine Täuschung gewesen sein? Sie verschnauften und gingen im Schritt weiter. Da hörten sie aber leise das Tülü, tülü—, Terrumm-tumm-tumm und dann wieder laute Paukenschläge. Die Beine wurden in die Hand genommen. Vom Hopfenmarkt kam es herauf. Blinkende gelbe Helmspitzen, blanke weiße Knöpfe, schimmernde Instrumente. Rote Ärmelaufschläge und blaues Tuch bewegten sich in langer Reihe wie ein Streifen auf und nieder: Arme der Soldaten. Der Tambourstock stieß hoch. Das Locken der Spielleute setzte ein. Der alte Musikdirektor Lenschow mit seinem großen, hellen Bart gab ein Zeichen. Der Schellenbaum klirrte strahlend —, noch einige Schritte —, dann rummste und brummste der Düppeler-Schanzenmarsch. Alle Instrumente spielten. Selbst der dicke, gemütliche Hoboist, der die Baßtuba trug und mit seinen Lippen

häufig kaum das Mundstück berührte, pustete in das Ding hinein, als wäre er heute morgen für alles verantwortlich.

An der Spitze marschierte der Tambourmajor, aber der erste Mann war er doch nicht. Vor ihm schritt der Hüter des Gesetzes, der Schutzmann Markisenmesser. Sein wirklicher Name war vielen Bürgern unbekannt. Sie wußten nur, daß er mit Helmspitze 2,20 Meter groß war. Wenn Geschäftsleute oder andere Markisenbesitzer ihre niedergelassenen Markisen so tief hängen hatten, daß er mit seiner Helmspitze daran stieß, machte er sie darauf aufmerksam.

Nun bog der Markisenmesser auf den Markt ein. Vor ihm, neben ihm und hinter ihm Jungen, überall Jungen, und die Uhr auf dem Rathaus war fünf Minuten vor acht. Aus allen Fenstern winkten Frauen und Mädchen. Weil die Füsiliere aber nicht winken durften und so scharf auf den Rockkragen des Vordermannes blickten, als gäbe es dort etwas ganz Besonderes zu sehen, winkten die Jungen zurück. In der Steinstraße schwieg die Musik.

„Schade“, sagte Fritz und sah Alli an. Sein Fuß wollte nach rechts gehen, weil die Schule rechts lag, aber es war nicht zu machen. Die Uhr am Steintor war acht.

„Alli, een Marsch hürn wi uns noch an.“

Alli sagte: „Ja,“ und wechselte den Tritt. Der alte Lenschow von 70/71 ließ die Jungen nicht lange war-

ten. Paukenschläge dröhnten wieder, und der Yorksche Marsch schmetterte auf.

Am Mühlendamm blieben Fritz und Alli stehen und nahmen den Vorbeimarsch ab. Auf dem Rückweg trafen sie noch mehrere Jungen aus ihrer Klasse.

Der neue Klassenlehrer Anders machte ein sehr ernstes Gesicht als sie eintraten, und hart fragte er: „Jungen, wo kommt ihr jetzt her?“

Fritz stand als Anführer vorne.

„Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, wir waren mit der Musik und den Soldaten.“

„So?!" sagte der Lehrer.

„Welches Bataillon war es denn?“

„Das erste, Herr Lehrer.“

„War es nicht das dritte?“

„Nein, Herr Lehrer. Die Stengel der Säbeltroddeln waren weiß.“

Nun sah Anders den Jungen noch aufmerksamer an und fragte lächelnd: „Woher weißt du das?“

„Von meinem Vater. Der war Soldat, und ich will auch einer werden.“

Da lachte der Lehrer und wies den Zuspätgekommenen ihre neuen Plätze an.

„Wir haben in dieser Stunde Geographie. Wir beginnen mit Afrika. Ich verlange von euch Aufmerksamkeit und Fleiß. Wer von euch faul ist, verdient nicht, Schüler dieser Schule zu sein.“

Fritz sah Fiete an, und Guschi sah nach Adolf hinüber. Sie waren alle aus der Fassung. In dieser Art hatte noch kein Lehrer mit ihnen gesprochen. Es war nicht das Wort als solches gewesen, sondern die eigenartige Betonung jeder Silbe und das Gesicht des Lehrers, mit dem er die Jungen angesehen hatte.

Guschi, der früher dem Lehrer Bockholt einen grünen Hering mit roten Augen oder einen aus dem Nest gefallenen jungen Spatz unter das Katheder gelegt hatte, und Karl Beese, der nie ohne Nießpulver war, um es in die Klasse zu stäuben, wußten auf einmal, daß solche Scherze jetzt nicht mehr erlaubt waren.

Alle Jungen hörten aufmerksam zu; sie wunderten sich, als es klingelte, und glaubten, die Stunde habe erst angefangen.

In der Pause merkten die Jungen, daß sie einen Hochdeutschen unter sich hatten. Er hieß Alois Stiehler. Er war auf der Realschule gewesen und dort entlassen worden, weil er nicht gut lernen konnte. Ein Versuch, mit ihm bekannt zu werden, mißglückte, weil Alois die Worte schnell und in dem Dialekt seiner Heimat aussprach. Erst wurde gelacht; dann fiel ein Spottwort, und daraus wurde eine wüste Schimpferei. Alois brüllte: „Muh, muh,“ und schrie: „Ihr Büffelköpfe!“ Die Gegnerschaft rief im Chor: „Württembergischer Zigeuner!“

Alois wurde so wütend, daß er seine Schulmappe unter der Bank hervorzerrte und sie Fritz an den Kopf warf. Der lachte nur. Das brachte Alois so sehr aus der

Fassung, daß er alle Jungen nach der Pause beim Lehrer anzeigte.

Anders hörte den Jungen an. Dann erzählte er der Klasse von einem Blumenstrauß, den man von einer Wanderung im Sommer mit heimbringe und der durch die Eigenart der Blumen schön bunt und vielgestaltet geworden sei. Da wäre das gelbe Löwenmaul, der stolze Rittersporn, die rotbraune Glockenblume und der rote Mohn. Hinzu käme die Kornblume, die Heckenrose und der blaue Fingerhut. Sei ein solcher Strauß noch nicht sommerlich genug, dann könnte man den roten und weißen Klee und auch noch die wilde Wicke mit hineinwinden. Diese vielen Blumen, jede schön in ihrer Art und ihrem Duft, machten den Sommerstrauß aus. Und wie es mit den einzelnen Blumen wäre, so sei es auch mit den verschiedenen Landsmannschaften in Deutschland. Alle Landsmannschaften, ob Ostpreußen oder Rheinländer, ob Bayern oder Mecklenburger oder wo sie sonst zuhause wären, hätten ihre Eigenarten und besonderen Kräfte, und diese Verschiedenheiten der Landsmannschaften und Stämme bildeten den Strauß des Vaterlandes, der es so schön mache, so vielgestaltig und stark. Darum müsse jeder Deutsche für den, der aus einer anderen Provinz oder einem anderen Teil des Vaterlandes komme, Verständnis und Achtung haben und dürfe ihn nicht verspotten und lächerlich machen.

Anders erzählte das Gleichnis sehr ausführlich; jeder Junge sollte den Sinn erfassen. Hinter allen Stirnen

stand ein Blumenstrauß und eine große Grübelei, selbst Alois, der sehr lange die verkörperte Beleidigung spielte, vergaß den Streit und hörte so andächtig zu, als spräche der Lehrer nur zu ihm.

Paul Ochs, der nicht wieder Primus geworden war und in der zweiten Reihe saß, ergrübelte die Rede und dachte: „Blauer Fingerhut, gelbes Löwenmaul und roter Mohn ergeben die mecklenburgischen Farben; die andern Blumen sind die übrigen Länder.“

Die Lösung war klar und sachlich.

Alli beugte sich zu Fritz und flüsterte: „Wicken un Klever is Veehfoder.“

Fritz antwortete nicht. Ihm war alles klar, nur das nicht, ob der Mann dort oben auf dem Katheder ein richtiger Lehrer war oder einer, der Geschichten schrieb. Zuerst hatte er ihn für einen Soldaten gehalten, weil er fachmännisch nach dem ausmarschierenden Bataillon gefragt hatte. Aber ein Soldat war er nicht, und mit dem Lehrer konnte es auch nicht so ganz stimmen. Fritz war so verbiestert, daß er mit dem Finger an der Nase spielte. Aber es war wohl schon so, Anders war Mensch und Lehrer, während Bockholt nur ein Lehrer war.

Mutter Ehmke konnte nicht verstehen, daß ihr Fritz mittags das Vaterland mit einem Blumenstrauß verglich. Na, es gab ja immer wieder neue Moden, die man zuerst nicht verstand, ein Teil kam aus der Schule, der andere aus den Putzgeschäften.

VIII.

Über die Stadt war die Hitze gekommen. An den Tränken schluckten die Pferde ihre Bäuche voll Wasser, und die Pumpenschwengel quietschten noch am späten Abend. Das Wasser aus den Pumpen war kühler und schmackhafter als aus den Leitungen und wurde von den Menschen gern getrunken. An diesem Abend saßen Fritz Ehmkes Eltern auf der grünen Bank vor der Haustür; die Nachbarn saßen, auf Stühlen und Schemeln, auch draußen. Die Frauen strickten, die Männer rauchten. Zwischendurch wurde ein spaßiger Schnack gemacht. Die Luft war noch warm, wie sie die Sonne am Tage gemacht hatte. Der Duft aus den Speichern, den Lagerhäusern und dem Zollschuppen am Strande lag in den Straßen. Es roch nach Teer, Wolle und norwegischen Flomheringen oder Christania-Anchovis. Dann war es wieder ein Duft nach gebranntem Kaffee, Pommeranzen, Messina-Zitronen, Smyrna-Feigen mit einem Schuß Bordeaux und Aalrauch dazwischen. Später drehte sich der Wind, und es roch nach Häuten und Leder vom Bruch her.

„Nu ward 't rüken,“ sagten die Leute, nahmen ihre Stühle und Bänke und gingen in die Häuser.

So war diese Straße still geworden, wie auch die anderen, aber für junge Menschen war der Abend noch zu schön, um schlafen zu gehen. Auf alten Wegen und an grauen Mauern gingen junge Paare, und auf dem Markt vor „de Russie“ saßen die Studenten; ihr Frohsinn war wie helle Blüten in der Dämmerung. Vom Marktbrunnen kam das leise Rauschen des Wassers, und die sieben Türme des Rathauses wurden durch das Mondlicht, das hinter ihnen lag, immer dunkler. Dunkel waren auch die Bogen des Rathauses und der Laubengang. Die Frau Justitia war kaum zu erkennen; sie sah mit ihren verbundenen Augen nicht, daß der Mond die hohen Giebel der Häuser schwarz auf das holperige Pflaster hinzeichnete und daß alle Häuser auf der Seite der Steinstraße helle Fenster hatten, als wäre ein Licht dahinter. Wieviel schöner und besser hatte es da die alte Lampe aus Bleiglas über dem Eingang zum Ratskeller. Sie sah auf einen der schönsten deutschen Märkte, behütete den Schritt weinfroher Männer und leuchtete unbekümmert in die Augen eines Johannes Trojan und Heinrich Seidel. Beide Dichter schauten versonnen auf den nächtlichen Platz. Kobolde des Weines zauberten Kaufmannsfrauen mit Rosen im Haar und Ratsherren mit weißen Halskrausen vor ihre Augen. Sie plauderten von ihrem Hotel zur Stranddistel oben bei Rosenort und schwiegen dann, weil sie wußten, daß alles Große und Schöne in der Stille liegt. Noch einmal sahen sie zu den Giebeln der alten Häuser hinauf und zu den mächtigen, grün schimmernden Dächern von St. Marien. Dann gingen sie heim und vergaßen nicht,

daß zwischen Sonne, Mond und Sternen nicht irgendein Himmelskörper, sondern die Steinstraße lag.

In den nächsten Tagen hielt die sommerliche Wärme an.

Die alten Wälle waren grüne Teppiche geworden. Sternblüten, gelb und weiß, waren darauf gesät. Über alten Kanonen wölbte sich lichtes Laub. Aus den Fugen und Steinen der Mauern wuchsen Schößlinge, und in den höchsten Zweigen der Wallbäume sangen die Drosseln.

Die Prinzenstraße war ein Märchen geworden. Die große Kastanie brannte in weißen Kerzen. Der Flieder duftete, und der Goldregen tropfte. Hinter grauen Holzzäunen erhoben sich die Blütenkronen der Obstbäume. Über all diesem Blühen aber war ein leises Bienensummen, so fein und klingend, daß die Menschen behutsam durch die Pracht gingen.

Auf dem Rosengarten grünten die Linden und wehte der Schleier der Birken, und wie ein Liebesfeuer strahlte der Rotdorn.

Die Sonne machte die Wäsche auf den Bleichen vor den Toren weiß wie Schnee und ließ die Kohlenträger am Strande und die Sackträger der Speicher schwitzen.

Den Jungen lief die Butter vom Frühstücksbrot und der Verstand aus dem Kopf. Ihr Geist wurde nur in der großen Pause wach, wenn sie auf die Wandtafel schrieben:

„Der Himmel ist hoch, das Wetter ist schön,
Wir bitten Herrn Lehrer, mit uns auszugeh'n.“

Lehrer Anders griff mit dem Zeigefinger hinter den hohen engen Stehkragen, sah auf die Wandtafel und sagte in einem Atemzug:

„Jungens, was soll das nun wieder? — — — Wo waren wir in der letzten Stunde stehen geblieben?“

„Die Ströme und Flüsse in Afrika,“ antwortete Ochs.

„Nu geiht datt all wedder los bi de Hitt!“ dachte Alli und fragte Fritz leise nach einer Weile, ob auf dem Pfingstmarkt schon die Boxerbude aufgebaut würde. Fritz gab ihm zur Antwort, daß er diese Bude noch nicht gesehen hätte, aber gestern wäre die Phantasma Neptuna angekommen, die aus dem Wasser aufsteigende, frei in der Luft schwebende Göttin des Meeres.

„Watt seggst du? Neptuna?“

Alli konnte ja nicht ahnen, wie lange sein Freund das Plakat am Zeltwagen gelesen hatte, um den Text auswendig zu wissen, und wie schwer es ihm geworden war, denselben zu wiederholen. Er schwieg. Alli grinste, tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn und sagte zu Fritz: „Bi di burrt datt.“

Fritz war beleidigt.

„Du kriggst 'nen Mulbax. Kannst mi glöben, se heit Phantasma Neptuna.“

„Kümmt de Fru ok ut Afrika?“

Fritz wollte flüsternd eine weitere Aufklärung geben, da sagte plötzlich der Lehrer: „Ehmke, Behr, damit ihr die Ströme und Flüsse von Afrika nicht vergeßt, schreibt ihr sie bis morgen fünfmal ab.“

„Dammi noch mal to,“ flüsterte Alli.

„Du hest Schuld,“ antwortete Fritz und trat seinem Freund vor Ärger unter der Bank so sehr mit dem Absatz auf den Fuß, daß dieser wütend wurde und ihn in die Seite boxte.

Es war eine Schande, bei dem schönen Wetter Abschreibarbeiten zu machen. Der Pfingstmarkt rollte vom Güterbahnhof an. Auf den Straßen und am Strand war soviel zu sehen, daß man mit zwei Augen gar nicht auskam.

Der Pfingstmarkt kostete viel Geld, und trotzdem war es eines Rostocker Jungen unwürdig, von den Eltern die sauer verdienten Groschen anzunehmen. So arbeiteten denn Sitting Bull und seine Horde mit Brecheisen und Wuchtbäumen auf dem Wrack der alten Fähre. Das Metall brachten sie zum Juden. Walter Harder verkaufte überflüssige Schulbücher. Fiete Bollhagen griff im verkrauteten, alten Wallgraben nach Salamander und setzte das Stück für einen Groschen ab. So verdiente jeder Junge sein Geld; und reichte es nicht, wünschte man seinem Paten ein fröhliches Pfingstfest und fühlte nach dem Besuch vielleicht ein Geldstück in der Hand.

Fritz baute die Mainzer Kuchenbude links vom Mönchentor mit auf und machte für die Besitzerin Botengänge. Ein blankes Markstück und eine große Tüte mit Butterwaffeln, Pariser Herzen und Mainzer Rosen waren der Lohn.

Am ersten Pfingstfeiertag war die große Budenstadt still und ausgestorben, doch am nächsten Tag orgelte und trompetete es mit dem vierten Glockenschlag vor allen Buden. Die Ausrüfer schrien. Die Karussells dudelten. Blindschüsse knallten. Tambourins klimperten. Es quarrte und quietschte. Das Trulltrull knarrte, und der „Hau denn'n Lukas“ dröhnte. Die Jungen riskierten die ersten fünf Pfennig auf dem Karussell und griffen nach dem Ring in der Birne, um eine Freifahrt zu bekommen. Der Duft von türkischem Honig, Wismarschem Aal, Schmalzkuchen und braunen Kuchen, glasiertem Ingwer, Bier und Wiener Würstchen lag als leichte Wolke über dem Strande, in der grüne, rote und blaue Luftballons nach oben stiegen, einzeln und manchmal dutzendweise.

Fritz und Alli standen vor der Boxerbude. Ein Herr im Frack schrie: „Es boxt der Weltmeister Antonio Richardi gegen jeden Rivalen. Sie erleben in dieser Arena den klassischen Kampf aller Zeiten. Meine Herrschaften, herein, herein. Antonio Richardi begibt sich schon in die Arena. Gleich beginnt die Vorstellung. Herein, herein, meine Damen, meine Herren. Kopf für Kopf zwanzig Pfennig. Wer keinen Kopf hat, kommt so herein.“

Viele Jungen stürmten die Stufen hinauf und waren die ersten Herrschaften. An der Kasse saß eine Frau, die statt eines Kleides ein Tigerfell trug.

Die Arena wollte sich nicht füllen. Antonio Richardi mußte draußen noch einmal vorgestellt werden. Den Weltmeister zierten eine bunte Schärpe und viele Medaillen. Seine Brust war so gewaltig, als hätte er sie von Goliath geerbt.

„Zur Kasse, zur Kasse!“ schrie der Herr im Frack und hielt seine zweite Rede. Allmählich füllte sich der Raum. Die Vorführungen und Kraftproben begannen. Ein Steuermann vom Segler „Lowisa“, der im Hafen gotländischen Kalk löschte, kämpfte mit dem Weltmeister und unterlag.

„De Mann is to swer,“ sagte Alli fachmännisch zu Fritz. „Denn'n rieten nich mal teihn Kierls mit 'n Füerwehrhaken ümm.“

Die Vorstellung war zu Ende. Das Zelt wurde geräumt. Der Besitzer begann wieder sein Geschrei und sicherte demjenigen, der den Weltmeister in zehn Runden schlagen würde, eine Belohnung von einhundert Mark zu. Zur Bekräftigung seiner Worte hob er eine Tafel hoch, auf der es mit schwarzer Schrift gemalt war.

Alli und Fritz drehten die Köpfe; durch die Menge kam ein langer, ducknackiger Mann nach vorn und meldete sich. Der neue Gegner stellte sich vor, zog sein Jackett aus und suchte aus einem Korb passende Boxhandschuhe heraus.

„Wi möten wedder rinn,“ meinte Alli.

Der Mann im Frack brauchte wenig zu sagen. Der Gegner zog durch seine Art und Weise, wie er da stand, die Leute von selbst in die Bude. Die Dame mit dem Tigerfell wurde überrannt, so groß war der Andrang.

„Datt is 'nen Nietengranni von 'ne Werft,“ stellten die Jungen fest.

Der Boxkampf begann. Vorher legte der Weltmeister Schärpe und Medaillen ab. Er wollte überlegen und sehr wichtig tun, da machte er im nächsten Augenblick schon eine Grimasse wie ein angeschossener Keiler; die Faust des Gegners war ihm blitzschnell in die Kinnbacken gefahren. Der Weltmeister gab zurück und schlug dem Gegner ein blaues Auge. Die Schläge prasselten. Der Weltmeister war ungestüm, sein Gegner verhalten. Der Schiedsrichter mußte die Kämpfer häufig trennen. In der fünften Runde schlug plötzlich die Rechte des Ducknackigen so hart zu, als schläge sie auf Eisen, der Weltmeister sackte in die Knie. Als der Koloß diese Niederlage erhielt, klatschte das Publikum in die Hände, die Jungen schrien. Nun war der Nietengranni nicht mehr zu halten. Wie ein Tiger ging er den Gegner an, und so geschah es, daß der Weltmeister Antonio Richardi in der siebenten Runde wie ein Haufen Unglück im Ring lag und nicht wieder auf die Beine kam.

Mit süßsaurer Miene hielt der Mann im Frack einen blauen Hundertmarkschein in der Hand und gratulierte dem Sieger. Dann meinte er, daß er immer und von

jeher ein smarter Kavalier und vollendet Ehrenmann gewesen sei, und überreichte das Geld. Als er später allein war, schimpfte er mächtig und sprach von Konkurs. Nach zwei Stunden war der Weltmeister wieder auf die Beine gebracht, und die Dame im Tigerfell lud zu einer neuen Vorstellung ein. Sie sicherte jedem Gegner, der den Weltmeister Antonio Richardi schlagen würde, eine Prämie von fünfzig Mark zu.

Fritz und Alli besuchten Miß Geraldine, die in einem Flitterkleid, eine Blume zwischen den Lippen und mit einem japanischen Schirm balancierend, auf einem Seil tanzte. Als die Miß verschwand, trat Madame Dorina auf. Sie hielt mit der Kraft ihrer Zähne eine gefüllte Tonne von vierhundert Pfund frei in der Luft.

Bei Kietzmann trafen die Jungen Fritz Ehmkes Schwester Gertrud. Alli lud sie ein, mit ihm Berg- und Talbahn zu fahren, und kaufte eine Tüte Konfetti; das warf er ihr während der Fahrt ins Gesicht und ins Haar. Sie lachte darüber, wurde verlegen und sah mit den kleinen bunten Papierschnitzeln in den hellen Zöpfen niedlich aus. Sie fuhren zweimal. Fritz war unterdessen das anatomische Museum eingefallen. Die Besichtigung war aber nur Erwachsenen gestattet und kostete fünfzig Pfennig „Entree“. „Schade,“ dachte er und ging zu der Schießbude, wo Tirolerinnen riefen: „Schießen der Herr einmal!“

Hier traf er Gertrud und Alli wieder; zusammen gingen sie die Mönchenstraße hinauf. Dort machten

Isidor Marchus, Samuel Poplowsky und Nathanael Levy in ihren großen Stoffbuden gute Geschäfte, während die Malchower Tuchmacher auf ihren Ausstellungsständen im Tivoli vor Hunger nicht mehr geradeaus gucken konnten, weil der Isidor den Sommer-Buckskin viel billiger verkaufte. Hierüber dachten aber nur die Malchower nach und machten ernste Gesichter, denn der Pfingstmarkt war zum Lachen und zum Naschen da. Wie schön dufteten die Sukkadeküchen, die Heiligmacher- und die Elisenküchen des Mynherr Ert aus Amsterdam, oder die Viktoria-Schmalzkuchen von Kaiser, und wickelte Mutter Witt den fetten, warmen Spickaal ein, dann war alle Seligkeit eines Pfingstmarktbesuchers erfüllt. Jeder Deckel findet seinen Topf, sagte die Töpfersfrau am Lagertor, und verkaufte ein Nachtgeschirr. Spaß muß sein.

Fritz genoß den Pfingstmarkt in vollen Zügen. Großonkel Nehls kam zu Besuch und lud ihn zu Eiswaffeln ein. Fritz ritt bei Haberjahn aus Bremen auf einem wilden, hochbeinigen Pferd. Die Musik spielte dazu:

„Lampenputzer war mein Vater,
im Berliner Stadttheater.
Meine Mutter wäscht Manschetten
für Soldaten und Kadetten.“

Am Bauerntag kam Onkel Krischan. Tante Sophie hatte es in den Beinen und mußte deswegen zu Hause bleiben. Der Onkel war aufgekratzt wie ein Fohlen. Nachmittags ging er mit Fritz auf den Pfingstmarkt und

abends, wegen der Illumination mit den Eltern. Der Onkel hatte allerdings zu seiner Frau gesagt, er müsse sich nach den Wollpreisen erkundigen und nach einem neuen Butterfaß umsehen. Einmal fragte er auch Vater Ehmke vor einer Bude, ob die Cotswold- oder die Oxfordshire-down-Schafe besser wären, aber Ehmke meinte, daß das böhmische Wälder für ihn seien. Da schwieg Krischan und bestellte Knackwurst. Als sie genug gegessen hatten, tranken sie in der Eisenbahn-halle ein Glas Bier, und dann fuhr Onkel Krischan wieder ab.

Die Tage gingen dahin. An jedem Morgen riß Mutter Ehmke ein Blatt vom Kalender ab, und jeder im Hause tat seine Pflicht. Eines Abends wartete die Familie sehr lange auf den Vater, weil es aber allmählich sehr spät wurde, daß die Mutter mit den Kindern allein das Abendbrot. Dann meinte Fritz, daß dem Vater etwas zugeschlagen sein könne, er wolle zum Meister gehen. Die Mutter sagte ihm aber, daß er darüber nicht in Sorge zu sein brauche und schlafen gehen könne. Sie zündete das Eisen an und plättete. Endlich ging die Haustür. Es mußte ihr Mann sein; es klang so schwer und laut, sie hatte sich wohl getäuscht. Der Schritt kam immer näher; er war es doch. Lachend stand er mit offenem Jackett in der Tür. Der Hut saß ihm schief auf dem Kopf, das Gesicht darunter war leicht gerötet und sah zu dem hellen Schnurrbart spaßig aus.

„Dag ok, Wieschen,“ sagte er. Der Gruß war kaum verhallt, da sang er schon:

„Hast mich wie ein Bruder beschützt,
und wenn die Kanonen geblitzt — —.“

Wieschen schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Schimpfen durfte sie nicht. Nein das ging nicht; ihr Mann würde nicht gerade leise antworten, und das würde im Hause gehört werden. Begütigend strich sie ihm über die Schulter.

„Korl, Korl, watt 's mit di los? Wo kümmst du her?“

Da sang Karl: „Wir zwei haben niemals gebebt.“

„Kumm, ick bring' di to Bett.“

Die Frau schob ihm einen Stuhl hin, und bat ihn, er möge zu Bett gehen. Das lehnte er ab, er wollte den besten Anzug anziehen und mit ihr ausgehen. Sie solle sich hübsch machen und den Hut mit den Federn aufsetzen. Wieschen kamen die Tränen. Ihr Mann lachte; kam ins Erzählen und sprach von Sergeant Böckmann, Mudder Mahnsch und einer Beerdigung. Er erzählte ohne Unterbrechung und fragte nach jedem Satz: „Hürst du ok to?“ — —

„Ja, ick hür to,“ antwortete Mutter Ehmke gequält, sie hatte inzwischen eine Kanne Bohnenkaffee aufgegossen. Je leerer die Kanne wurde, desto ruhiger wurde Vater Ehmke, und endlich hatte die Frau ihn soweit, daß er still schlafen ging. Nun sie wußte, was geschehen

und in welcher Gesellschaft ihr Mann gewesen war, atmete sie beruhigt auf.

Mudder Mahnsch, die alte Dame, die im Sommer und Winter, in Hitze und Kälte mit ihrem Schirm Jahr für Jahr an der Paroleausgabe der Neunziger vor dem Palais teilgenommen hatte, lebte nicht mehr. Unter großer Beteiligung der Soldaten, des Offizierkorps und der Regimentskapelle war sie heute begraben worden. Wie es in der Stadt hieß, hatte sie im Krieg von 1870/71 ihren Verlobten, einen Leutnant, verloren. Das Unglück war ihr wohl zu Kopf gestiegen und so hatte das Schicksal in mitleidiger Weise eine ewige Soldatenbraut aus ihr gemacht.

Sergeant Böckmann und Vater Ehmke hatten sich nach der Beerdigung zufällig in der Stadt getroffen und in alter Kameradschaft einige Gläser Bier auf das Andenken von Mudder Mahnsch getrunken.

Die Stadt war wieder um ein Original ärmer, denn Luten Patent und die lispelnde Stutenfrau zählten nicht so sehr mit.

IX.

Die Mutter hatte in letzter Zeit häufig und mit stiller Ermahnung zu Fritz gesagt, daß er im nächsten Jahr konfirmiert würde und darum nicht mehr so viel auf der Straße spielen dürfe; dazu wäre er nun zu groß. Fritz sah ein, daß die Mutter recht hatte; er sah ja auch, daß kleinere Jungen inzwischen herangewachsen waren und in seiner Horde mitmarschierten. Aber wenn draußen der Schlachtruf „Hallo—i—tü“ erklang, griff er nach seinem zweihändigen Schwert „Adlerauge“ und rutschte auf dem Treppengeländer herunter, um schneller an der Haustür zu sein.

Heute wartete Willi Bohn draußen und erklärte ihm, daß er, Fiete und Alli von den Ackerbürgern vom Petridamm verfolgt worden wären und daß der Dierkower Hohlweg unpassierbar sei. Die Ackerbürger meinten nämlich, die Jungen wären zwischen den jungen Erbsen gewesen; aber Willi Bohn hatte auskundschaftet, daß das Sitting Bull mit seiner Horde gewesen sei.

„Datt 's 'ne Beleidigung. Wi klauen nich,“ sagte Fritz und zog mit seinen Kameraden nach der Fischerbastion. Es kam dort nur zu einer kleinen Plänkelei,

aber beleidigende Ausdrücke fielen auf beiden Seiten und schürten die Glut.

Um am nächsten Tag nicht besiegt zu werden, vergrößerte Sitting Bull sein Heer durch Jungen vom Kabutzenhof. Als Fritz hiervon auf dem Schulhof erfuhr, warb er bei den Jungen vom Bruch für seine gerechte Sache. Der Anführer Robinson gab ihm mit Handschlag das Versprechen, zu kommen; nicht, weil Sitting Bull in den Erbsen gewesen war, sondern weil er die neustädtischen Kabutzenhöfer nicht verknusen konnte. Die vom Bruch waren die Elite aller Rostocker Jungen; das kam vom Fischen, vom Hochwasser und vom Unglück. Wer auf dem Bruch geboren war, hatte schon ein Ansehen wie die Alten. Versagte man den Vätern das Ansehen, so verschafften sie es sich mit ihren Fäusten; andere Waffen kannten sie nicht. Die vom Bruch mieden die Neustädter, sie taten nicht jedem Wirt die Ehre ihres Besuches an, weil sie am Altgerkommenen festhielten. Darum blieb viel von dem Geld in ihrer Gegend.

Als nun am Nachmittag die Heere, ohne große Worte zu machen, aufeinander stießen, griff Robinson Sitting Bull, Fritz den rothaarigen Führer vom Kabutzenhof an. Bald schlugten sich an der Fischerbastion wohl hundert Jungen, und jeder tat, als sei gerade er auf das schwerste beleidigt worden. Eine solche Straßen Schlacht sah die Stadt vorher nicht und auch später nie wieder. Indianerschilder splitterten. Holzsäbel zerbrachen. Studentenklingen und wehende Fahnen wur-

den genommen und zurückerobert. Nasen bluteten. In seiner Bedrängnis schoß ein Kabutzenhöfer mit dem Terzerol. Nun kam Schutzmann Klostermann von der Hafenwache. Er wollte den Heerhaufen zerstreuen. Es gelang ihm nicht. Die Jungen waren zu sehr in Erregung. Klostermann griff nach Fiete. Dieser glaubte, an einen Gegner geraten zu sein, und warf ihm eine Graswrose ins Gesicht, daß der Helm abflog. Zwei andere Polizisten kamen zur Verstärkung vom Strande herbei; aber bevor sie sich einmengen konnten, hatten Robinson und Fritz ihre Gegner so mit Steinen und Graswrosen beworfen, daß sie auskniffen und hinter dem blauen Turm verschwanden. Die Sieger nahmen nun auch die Beine in die Hand und liefen auf den Schienen der Hafenbahn entlang nach dem Unterwall.

Die grünen Erbsen der Petridammer Ackerbürger waren gerächt.

Die Obrigkeitssengel mußten aber doch wohl Jungen erwischt und ausgefragt haben, denn einige Tage später wurden in allen Schulen blaue Mappen von Klasse zu Klasse getragen. Die Lehrer saßen wie hohe Gerichtsherren vor den Jungen, sprachen von Obrigkeit und Straßendisziplin. Viele Eltern bekamen vom Rektor einen Brief, und Fritz mußte von seinem Vater eine bannige Ohrfeige hinnehmen. Es war die letzte. Er vergaß sie nicht.

Das Leben ging weiter.

Die Studenten marschierten mit Fackeln nach Barnstorf, feierten an der Bismarcksäule die Sonnenwende und gedachten ihres Vaterlandes.

Die Jungen mit ihrem Lehrer Anders dachten an Afrika, und drangen immer tiefer in diese Wissenschaft ein.

Die Sonne schien mit reichlich zwanzig Grad vom Himmel; als sie das an mehreren Tagen wiederholte und so für schulfreie Tage sorgte, war es endlich so weit, daß die Hundstagsferien begannen. Anders erzählte in der letzten Stunde die Geschichte von der Erbeutung des einzigen französischen Garde-Adlers durch den mecklenburgischen Husaren Timm in den Freiheitskriegen.

Die Freunde gaben sich vor der Schule noch einmal die Hände, schrien: „Adschüs ok,“ und liefen nach Hause, um mit dem nächsten Zug Stadt und Straßen zu verlassen. Walter Harder reiste mit den Eltern an die Nordsee. Willi Bohn besuchte seine Großeltern in Gnoien, und Fiete machte eine Reise ins Pommersche, wo sein Onkel Förster war. Adolf und Alli fuhren aufs Land, um in der Ernte zu helfen, und Fritz hatte sich in Rövershagen angemeldet.

Onkel Krischan hatte vier Kühe und eine Starke. Fritz mußte dafür sorgen, daß der große Trog auf der Koppel immer mit Wasser gefüllt war. Am Koppelzaun standen eine kleine grüne Pumpe und ein Eimer für diese Arbeit bereit. Er mußte das Schweinefutter

stampfen und um die Mittagszeit das Essen aufs Feld bringen. Kam er hiervon zurück, wartete er auf die Semmelfrau, um von ihr ein Korinthenbrot zu kaufen. Hatte er dies alles besorgt, war er frei. Er sollte sich ja erholen und mit dicken Backen wieder nach Hause kommen. So wollten es Onkel und Tante.

In seiner freien Zeit spielte er mit dem Hund Harras, suchte blinde Hühnernester, saß im Herzkirschenbaum oder machte sich eine Schleuder. Mit den Kindern im Dorf spielte er nicht. Schon bei der ersten Bekanntschaft hatte ein Mädchen ohne Grund „Pierknüppel“ hinter ihm hergerufen. Das hätte sie nicht tun sollen, denn nun blieb der Junge allein auf der Büdnerei. Wenn es ihm zu langweilig wurde, schrieb er seiner Mutter einen Brief und steckte ihn auf dem Bahnhof in den Kasten.

Eines Morgens hatte er wieder den großen Trog voll Wasser gepumpt und sah dann über Wiesen und Kornfelder in das Land hinein. Da blieben seine Augen an einem Punkt in der Ferne haften. Wie eingepflanzt stand er da, er legte seine rechte Hand über die Augen; die Sonne blendete. Ja, das war er. Da hinten, im Morgenrund, stand er hoch und dunkel, sein Petriturm. Daß er den Freund nicht schon in den Tagen vorher gesehen hatte! Nun vergewisserte er sich, daß niemand in seiner Nähe war, legte die Hände als Sprachrohr an den Mund und schrie aus Leibeskräften: „Hallo—i—tü!“, das gab einen mächtigen Aufruhr; die Starke nahm den Steert hoch und lief an den untern Koppelzaun. Fritz

machte noch einen Handstand; dann ging er lachend zurück.

Vom frühen Morgen bis in die Nacht, auch Sonntags, arbeiteten die Dorfleute, und der Junge dachte darüber nach, wofür die Bänke und die Blumengärten vor den Häusern wären. Niemand besah die schönen Blumen, und keiner saß auf den Bänken. Abends wurde das Vieh gefüttert. Der Onkel dengelte seine Sense. Die Tante nahm den Rahm von den Milchsätten, und dann ging es zu Bett, um am Morgen mit dem Sonnenaufgang wieder aufzustehen. So verlief jeder Tag.

In der einen Nacht wurde der Schlaf durch ein starkes Gewitter gestört. In dem Augenblick, als Fritz von seiner Tante geweckt wurde, machte ein Blitz die Stube so hell, daß die Bilder an den Wänden zu erkennen waren. Von dem nachfolgenden starken Donner rutschte der Kalk hinter den Tapeten herunter.

Tante Sophie saß unbeweglich in einem alten Sessel. In ihrem Schoß hielt sie die Papiere und ein heiliges Buch. Harras lag winselnd unter dem Tisch und gab tiefe Laute von sich. Fritz wollte nach dem Onkel fragen, da kam dieser triefend naß in die Stube. Wieder wurde alles von dem gelben Licht eines Blitzes hell, der Donner rollte sogleich hinterher. An die Fenster schlug schwerer Hagel. Die Tante betete. Am Himmel, wo sonst die Sterne standen, mußten die Wol-

ken auseinandergebrochen sein; sie schütteten ihre Last strömend und schlagend auf die Erde. Wieder blitzte es. Fritz sah, daß die Tante ihre Hand über die Augen deckte. Onkel Krischan stand wartend am Türpfosten, als ob man ihn in jeder Minute eilig rufen könne. Blitz und Donner kamen und gingen ohne Unterlaß.

Fritz verzehrte in dieser Nacht seiner Tante den eingemotteten Mantel und seinem Onkel den dünnen Spazierstock. Er wußte selber nicht, wie er auf solche Gedanken kam.

In einem Augenblick der Ruhe sagte der Onkel:

„De Häben is rot.“

Er ging nach draußen. Nach einer Weile war er wieder da.

„Datt 's hinner Voigtshagen.“

„De armen Lüd,“ sagte die Tante.

Allmählich zog das Unwetter über die Heide hin ab. Die Tante richtete sich im Sessel auf, wie ein Mensch tut, wenn ihm leichter werden soll. Der Hund winselte nicht mehr.

Die dunklen Wolken waren fortgeweht. Es wurde schon Tag. Die Tante kochte Kaffee und stellte das Brot und die Butter auf den Tisch. Onkel Krischan war fortgegangen, um nach dem Vieh auf der Koppel zu sehen. Da war alles in Ordnung, aber die Gerste lag wie gewalzt auf der Erde, und mit dem Hafer war es ebenso.

Später, als die Erde nicht mehr nach Wasser und Hagel roch, sammelte Fritz das viele Fallobst auf; es

wurden Körbe voll. Auch die sauren Kirschen waren von den Bäumen geschlagen. Rot und unreif lagen sie auf der nassen Erde.

Der Junge hörte, daß der Onkel zu seiner Frau sagte, in diesem Jahr hätten sie wieder einmal umsonst gearbeitet und zu Michaelis könnten sie weder einen neuen Pflug kaufen, noch das Stalldach neu decken lassen. Über den Jungen kam eine Nachdenklichkeit, bis er ergrüßelt hatte, daß die Landleute nicht nur Fleiß und gutes Handwerkszeug haben mußten wie die Städter, sondern auch einen guten und einsichtigen Himmel; das andere würde von allein kommen. Er dachte in den nächsten Tagen noch über viele andere Dinge nach; er hatte Zeit dazu. Ein dichter Regen fiel auf die Erde und machte sie grau.

In der Stube war es in den Regentagen sehr kühl; darum saß Fritz in der Küche auf der Wasserbank, die in der Nähe des offenen Herdes stand. Auf der Bank saß auch der Onkel; er schnitzte Zinken für Harken und besserte Kartoffelkiepen aus. Alle Stunde ging er an die Tür, um nach dem Wetter zu sehen, aber es regnete immer noch. Die Tante flickte Wäsche, stopfte Strümpfe oder strickte neue. Sie stand nur auf, wenn sie das Vieh füttern mußte oder das Essen kochte. Fritz las das einzige weltliche Buch, das im Hause war, den Voß un Haas-Kalender. Er las ihn von vorn nach hinten und dann wieder von hinten nach vorn. Als

ihm das zuviel wurde, ging er in den Stall, um mit den Schweinen ein bißchen Spaß zu machen. Diese Borstentiere waren aber viel zu bequem und dickschwartzig, um ihm den Gefallen zu tun, er ging also in den Holzstall, schnitzte mit einem Küchenmesser an einer Latte herum und machte einen Säbel daraus. Den Griff der Waffe kratzte er mit einem Glassplitter glatt. Fachmännisch betrachtete er dann seine Arbeit. Dabei fiel ihm ein, daß er ja im kommenden Jahr aus der Schule käme und wohl nicht mehr spielen dürfe. Er ließ den Säbel auf dem Haublock liegen und ging im Regen den Koppelweg hinunter. Beim Weißdornbusch war der Weg am höchsten. Dort blieb er stehen, legte die Hand über die Augen und suchte etwas in der Ferne, aber es war nichts zu sehen. Die Regenwand verdeckte den Petriturm. Mißmutig kehrte Fritz um und sagte: „Denn nich.“

Der Weg durch den Regen und das Suchen nach dem Turm mußten aber doch von Nutzen gewesen sein, denn am Abend wurde es trocken, und über der Heide lag seit langem ein blasses schmales Abendrot. Langsam fiel es hinter dem Wald, wo die See sein mußte, nach unten.

Am nächsten Morgen krähten die Hähne, und die Hofhunde bellten. Auf der Straße knarrte ein Wagen; der Mann, der ihn fuhr, knallte mit der Peitsche und rief Krischan, der unter dem Holunderbusch beim Sensendengeln war, ein frohes Wort zu. Fritz stieg mit

beiden Beinen zugleich aus dem Bett. Er wollte recht viel vom Tag haben. Die Ferien waren bald zu Ende, und vielleicht konnte es morgen wieder regnen.

Die dunklen Wolken kamen nicht wieder. Das Wetter blieb klar und warm. Das Korn in den Hocken war noch nicht ausgewachsen, und das andere, das wie gewalzt auf der Erde gelegen hatte, wurde auch noch gemäht.

Fritz half, wo er ging und stand. Seine Hände waren bis an die Ellenbogen von Disteln zerstochen. Beim Einfahren der Fuder stand er mit der Forke im Scheunenfach und warf seiner Tante die Garben zu. Als der letzte volle Wagen auf die lehmgestampfte Scheunendiele fuhr, ging die Tante ins Haus und kam mit einer verstaubten Flasche und einem Glas zurück. Der Onkel entkorkte die Flasche, dann bekam jeder ein Glas von dem alten Schleewein und trank es aus, ohne abzusetzen. Erst trank der Onkel, dann die Tante, nun der Knecht und zuletzt der Mann aus dem Dorf, der geholfen hatte. Die Tante blinzelte den Onkel an, und dann bekam Fritz auch ein halbes Glas Wein. Die Männer arbeiteten weiter. Fritz ging ins Dorf und holte einen vollen Korb Bier und zwei Tüten Zigarren. Die Tante hantierte am Herd zwischen Töpfen und Pfannen.

Die Männer setzten die Forken an die Scheunenwand, wischten mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, denn die letzte Garbe war im Fach. Unter der Pumpe wuschen sie ihre Leiber und gingen in das Haus.

Der Tisch war reichlich gedeckt. Jeder langte zweimal zu, und wer dann noch nicht satt war, griff noch einmal in die Schüsseln.

Am anderen Tag packte Fritz seinen Koffer. Die Tante legte zwei harte Würste, einen schönen Topfkuchen und einen jungen Hahn hinzu. Der Kuchen, der so gut schmeckte, war in dem großen Backofen hinter der Scheune, wo hohe, graue Brennesseln standen, gebacken worden. In diesem Backofen wurde jeder Kuchen so groß, wie ihn kein Bäcker in der Stadt backen konnte.

Nun waren die Ferien vorüber.

In den Straßen wurde es wieder laut, und so blieb es bis in den späten Abend. Das kam vom Laternengehen der Kinder. Mit ihren Lichtern erhellt sie die Dämmerung, denn die Sonne ging schon wieder früh zu Bett. Laternen aus Papier und Glasflaschen, aus großen Rüben oder kleinen, unreifen Kürbissen mit hineingeschnittenen Grimassen glühten heller als die Gaslaternen zwischen den Häusern und Mauern. In langen Reihen, wie leuchtende bunte Perlenketten, gingen die langen Kinderzüge durch die Straßen, und ihr Licht verscheuchte alle Schatten. Bis über die Dächer, bis zu der Mondsichel stieg der Sang.

„Dort oben leuchten die Sterne und unten leuchten wir!“

Der Friede von oben und die Eintracht von unten
gaben sich die Hände.

Je dunkler es wurde, desto heller wurden die Lichter
und desto lustiger das Singen. Beim Schluß:

„Marieken sitt in'n Kellerlock, un all dei Melk is
äwerkakt!“ wurde es ein Kreischen und Jauchzen.

Aber alle Freude hat ein Ende.

In den Straßen war nun Friede, aber in den Wohnungen war Krieg: Der Sedantag kam heran. Fritz stand vor seiner Mutter und deklamierte:

„Sie haben Tod und Verderben gespie'n.

Wir haben es nicht gelitten.

Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir sie zusammengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt, — —.“

Da saß der Junge fest. Die Mutter half. In beiden Händen hielt sie sein Lesebuch und sagte ihm noch manches Wort vor. Doch stotterweise, wie das Signal der Trompete von Vionville, war das Aufsagen; und nur die letzten Zeilen gelangen fehlerfrei.

„Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
rundum die Wachtfeuer lohten.

Die Rosse schnoben, der Regen rann,
und wir dachten der Toten, der Toten.“

Nacht für Nacht legte Fritz das Lesebuch unter sein Kopfkissen, denn er sollte das Gedicht auf der Schulfreizeit aufsagen. Als endlich der große Tag herankam, konnte er es so gut mit Betonung und Sprechpausen, daß auch der Dichter Freiligrath zufrieden gewesen wäre.

Der Zeichensaal der Schule war mit grünem Laubgewinde geschmückt. Um zwei Soldatenbilder hingen Eichenkränze. Mehr Schmuck war für die Feierstunde nicht angewandt worden. Der Duft des Laubgewindes war aber zu weich und lind, als daß er die strenge, harte Schulluft verdrängen konnte. Immer, an Arbeitstagen und in Feierstunden, roch sie nach Lernen, Rohrstock und Ordnung, und dies wurde heute noch wie mit einem schwarzen Balken unterstrichen, den die Lehrer in der ersten Stuhlreihe mit den üblichen dunklen Anzügen bildeten.

Die Jungen sangen zweistimmig: „Ich hab' mich ergeben“. Als sie fertig waren und es ganz still im Saal war, stieg der Rektor auf den großen Kathederaufbau und hielt eine Rede. Jedes Jahr hatte Fritz genau zugehört, ja, er wußte noch einige Worte vom vergangenen Jahr, aber heute dachte er nur an sein Gedicht. Er hatte das Gefühl, als ob der Rektor sehr lange spreche und wohl nicht mehr aufhören werde. Während der Ansprache sagte Fritz unablässig sein Gedicht leise vor sich hin; er zupfte mit der einen Hand an dem seidenen Knoten seiner Marinebluse, und dann stieg der Rektor endlich von dem Aufbau herunter. Lehrer

Anders gab dem Jungen ein stilles Zeichen. Fritz kletterte auf das Katheder. Äußerlich war er ruhig, doch sein Herz fühlte er gleichzeitig im Halse und in der Kniekehle schlagen. Dann stellte er sich frei und aufrecht hin, und als er seine Verbeugung gemacht hatte, die Lehrer anschaute und zwischen den vielen Jungen Adolf, Fiete und Sitting Bull sah, wurde er ganz ruhig. Er deklamierte, wie die Mutter ihn gelehrt und verhört hatte, die Trompete von Vionville. Seine Horde vom Petriturm guckte ihn stolz an; die Jungen vom Strande waren auch nicht schulsch, und die anderen, die schon ein Fellvoll von ihm bezogen hatten, vergaßen es in diesem Augenblick. Denn der da oben stand, war ein Rostocker Junge, der zu ihnen gehörte, und letzten Endes waren sie sich immer einig.

Ein Rostocker Junge riecht nach Teer, Speicher und Wasser und immer nach frischem Wind, sein Mund ist laut und plattdeutsch, aber nie frech. Er kann nicht wie eine Gemse klettern, er läuft lang weg wie junge Pferde in der Koppel. Ein richtiger Rostocker Junge lügt nicht und stiehlt nicht, und wenn er dreckige Hände von der Gatsch hat, so sind sie doch sauber. Er achtet trotz aller Strenge seine Lehrer, guckt nicht weg, wenn sie ihm begegnen, sondern grüßt sie höflich. Er nimmt vor jedem alten Krieger die Mütze ab, und wer nicht so ist und handelt, der gehört zu einer niederen Klasse und ist ein Buffki.

Fritz stieg vom Katheder herunter. Lehrer Anders, an dem er vorbei mußte, lachte ihn an und gab ihm die Hand.

Es wurde noch ein Lied gesungen, dann war die Feier zu Ende.

Fritz ging nach Hause und setzte sich still in eine Ecke. Heute durfte er seiner Mutter nicht im Wege stehen, denn sie hatte viel zu tun. Der Sedantag galt als der letzte Sommertag, und darum wurden die weißen Kleider noch einmal gestärkt und geplättet, ebenso die holländische Kappe für Pöpping. Für Vater mußten noch der schwarze Anzug und die große Schärpe gebügelt werden, er war Fahnenbegleiter. Und wenn Frau Ehmke es auch keinem sagte, es auch niemanden etwas aing, so war sie doch sehr stolz auf ihren Mann, und sie ließ ihn nicht mit Korkenzieherhosen herumlaufen.

Gleich nach Mittag fing alles, was Beine hatte, zu marschieren an. Die Spitze des langen Zuges bildeten die Veteranen von 1870/71; sie trugen alle schwarze Gehröcke und Zylinderhüte. Mancher Rock schimmerte blank wie Bratenfett und war alt und vertragen; denn so ein Gehrock wurde gewöhnlich nur einmal im Leben beim Schneider bestellt, und zwar zur grünen Hochzeit; dann mußte er für alle Festlichkeiten, Begräbnisse und Festmärsche aushalten. Auf der linken Brustseite der alten Krieger glänzten die Orden und Medaillen, und in der rechten Hand trugen alle einen schwarzen Regenschirm, der beim Vorbeimarsch wie „Gewehr über“ getragen wurde. Hinter den Marschierenden kamen viele Droschken mit Invaliden und gebrech-

lichen Kriegern, die bei Königgrätz oder Düppel gefochten hatten. Vereine, Innungen und Verbände mit ihren bunten Bannern und Fahnen folgten. Es war ein schönes Bild zwischen grünen Bäumen und in heller Sonne. Dann kamen die Schulen. An der Spitze wurde die große Fahne mit dem schwarzen Greif im gelben Tuch von den Gymnasiasten getragen. Hieran schlossen sich stufenweise die anderen Schulen mit ihren Fahnen und Trommel- und Pfeiferabteilungen, bis die alte Marktschule oder „Höltentüffel-School“ den Schluß bildete.

Bis zur „Wartburg“ hinter dem Friedhof konnte Frau Ehmke mit der hochrädrigen hölzernen Sportkarre Schritt halten. Dann wurde es ihr zu heiß. Sie schob ja nicht nur die Karre; Mieke und Ida, die links und rechts neben ihr gingen, hatte die hohen, gedrechselten Holzkugeln an den Seitenwänden der Karre angefaßt und ließen sich ziehen, während Gertrud mit rotem Gesicht hinterher ging, die Handtasche ihrer Mutter und die Kuchenpakete trug. Die Familie wollte auf dem „Schuster“ Kaffee kochen. Immer weiter blieb die Mutter zurück. Nun gingen schon die Schulen neben ihr, und bald winkte Fritz ihr zu. Sie nickte lächelnd; ihr fiel dabei ein, daß sie ihren Jungen heute Mittag gar nicht gefragt hatte, wie es bei der Feier in der Schule mit dem Gedicht gewesen wäre. Sie hatte nicht daran gedacht, da die Arbeit ihr jede Minute genommen hatte. Fünf Kinder und einen Mann zu versorgen, ist nicht so einfach; dazu hätte sie statt zwei wohl vier Hände gebrauchen können.

Auf dem Sedanplatz in Barnstorf versammelte sich der lange Zug unter Fahnen und den zwei hohen Kletterstangen. Von einem Podium sprach ein Mann, der viele Orden trug. Fritz stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihn besser sehen zu können, aber vor ihm wehten die Banner der Sänger und Handwerker; es gab eine solche Menge Zylinderhüte, daß es wie eine schwarze Sturmsee aussah. Die Musik spielte leise die erste Strophe von der Wacht am Rhein. Währenddessen zogen alle Jungens den blauen Vivatzettel hinter dem Gummiband ihrer Klassenmützen heraus, breiteten ihn aus und sangen alle fünf Strophen des Liedes mit. Manchmal waren die vielen hundert Jungenkehlen schneller als die Musik, aber das war nebensächlich und kein Fehler. Es blieb unvergeßlich, wenn die alten Krieger mit ihrem weißen Haar, den Hut in der Hand, das Schwurlied sangen und so feierlich dabei aussahen, als wollten sie noch einmal mit hohem Ernst in den Krieg ziehen. Nach einem Hurra, das bis über die Wipfel der Bäume stieg und weit hinausschallte, war der ernste Teil des Festes vorüber.

Viele Menschen lagerten sich im Grünen, tranken in den Zelten ein Glas Bier, andere aßen Knackwürste, oder sie gingen zum „Jäger“ nach Trotzenburg zum Kaffee trinken. Die Jungen kämpften um die Kletterkarten. Fritz hatte eine hohe Nummer bekommen und glaubte kaum noch etwas oben in der Krone vorzufinden, aber mehrere Jungen gaben das Klettern vorzeitig auf, weil das untere Ende der Kletterstange sehr dick war. Fritz überwand mit langen Klimmzügen die

Schwierigkeit und kletterte wie ein Katteicker nach oben. Am Rande der Krone hing noch eine feine, lederne Brieftasche. Fritz mußte mehrere Male mit dem rechten Arm so weit ausholen, daß ihm dabei ganz blümerang wurde, aber rasch riß er das Päckchen aus dem Eichenlaub und hörte, wie die Menschen unter ihm in die Hände klatschten. Eilig rutschte er nach unten und ging zu seinen Eltern. Sein Vater kam gerade. Die Mutter strakte Fritz übers Gesicht und fragte ihn beim Kaffeetrinken nach heute morgen. Später bestellte der Vater sich ein Glas Bier und für Fritz eine Brauselimonade, die so schön unter der Nase kribbelte. Die Mädchen erhielten türkische Lutschstangen, während die Mutter eine Tafel Schokolade zugesteckt bekam.

Um die Abendbrotzeit ging es wieder in die Stadt zurück. Ein Regenschauer rieselte hernieder. Das war fast an jedem Sedantag so, die Rostocker waren schon daran gewöhnt und ließen sich hiervon nicht abschrecken. Die nachdenklichen Leute hielten dies aber nicht für Regen, sie meinten, es wären die Tränen der Feldherren von 70/71, aus Traurigkeit darüber, weil das Volk so oberflächlich in die Zeit hineinlebte und sehr wenig von allen Dingen kannte und wußte. Fritz Ehmkes Vater, der neben der Mutter ging, sprach allenthaler ernste Dinge darüber; und der Junge fing manches Wort auf, ohne es recht zu verstehen, aber er ahnte den Sinn.

Bei der Bismarckhöhe stieg eine Rakete in den Abendhimmel; in bunten schimmernden Sternen fiel sie aus-

einander. Dann röteten sich die dunklen Wipfel der Tannen; der große hohe Holzstoß war angesteckt worden. Ein brandroter Schein lag über dem ganzen Wald, er erhellt die Straßen und Wege bis in die Stadt hinein. Nun glühte auf der Gehlsdorfer Seite ein rotes und grünes Feuerwerk, und der Rauch stand weiß und schwefelgelb über der Warnow vor einer dunklen Wolkenwand. Um das Standbild des Fürsten Blücher herum brannten in Schalen rote und grüne Feuer. Im Osten, hinter dem Steintor und dem Nikolaikirchturm, lag auch ein Feuerschein, der kam vom großen Holzstoß aus dem Schweizerwald, wo die Leute vom Bruch feierten.

Die glühenden Feuerscheine lagen noch lange um die Stadt. Als sie wie ein Abendrot in der Nacht verschwanden, blieb trotzdem in manchen Herzen viel Licht vom Sedantag zurück.

X.

Fritz Ehmkes zweihändiges Schwert „Adlerauge“, seine Wehr aus manchem Kampf und sein Spielgefährte der letzten Jahre, war zersplittert und in drei Stücke gesprungen. Nicht etwa in einer Schlägerei, sondern an einem Kantstein in der Straße. Als es geschah, bekam Fritz seine krause Nase, und seine Augen wurden wegen dieses Verlustes ganz klein. Mehrere Male sagte er: „Dammi, noch mal to!“ Er konnte sich gar nicht beruhigen. Einige Tage lang lagen die Splitter noch in seiner Stube, und dann waren sie fort. Die Mutter hatte sie als Brennholz unter dem Waschkessel verfeuert.

Fiete, Alli und Guschi brachten Fritz die schönsten Latten für ein neues Schwert, aber er hatte zu sehr an dem alten gehangen und mochte kein neues mehr haben. Und dann wurde man ja auch älter.

Heute war die ganze Horde wieder beisammen. Da ihr die Straße zu eng war und sie die Stimmung der Petridammer Ackerbürger wegen der Erbsengeschichte nicht genügend auskundschaftet hatte, zog sie vor das Steintor.

Bei der Schwaaner Landstraße pflügte ein Ackerbürger das Stoppelfeld um. Gegenüber vom neuen Wasserturm, wo der Erlenweg war, standen die Kar-

toffeläcker in ihrer dunkelgrünen Pracht, und hinten, nach dem Lloyd-Bahnhof zu, arbeitete neben einer Kornmiete eine Dreschmaschine.

Die Jungen zogen weiter nach Dalwitzhof zu ihrem Birnbaum, der dort am Wege hinter dem Zaun stand. Die Krone war groß und hoch. Die unteren Äste überdachten eine alte Bank. Der Baum war von Früchten fast leer; nur in seinen höchsten Zweigen saßen noch einige. Die Jungen suchten Steine und Knüppel und warfen sie in die Krone, um die letzten Birnen herunter zu holen. Dürre Äste und gelbe Blätter kamen von oben und endlich, nach vielem Werfen und großer Geduld, eine Birne. Sie fiel in hohes Brennnesselkraut, und das Suchen nach ihr dauerte lange. Nach alter Weise wurde sie demjenigen zugesprochen, der das Gedicht vom Birnbaum aufsagen konnte. So war es in all den Jahren vorher gewesen, schon damals, als Fletes ältester Bruder, der jetzt bei den Soldaten war, sich von hier die Birnen geholt hatte. Aus dem Wettstreit, der im späten Wiesenheu an der Bahnböschung ausgetragen wurde, ging Guschi als Sieger hervor. Er konnte alle Strophen, selbst den Schlußsatz, an dem Adolf soeben hängen geblieben war.

„Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
so flüsterts im Baum: ‚Wist 'ne Beer?‘“

Und kommt ein Mädel, so flüsterts: ‚Lütt Dirn,
kumm man röver, ick gew di 'ne Birn.‘“

So spendete Segen noch immer die Hand
des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.“

Fritz wollte dem Sieger die Birne überreichen, da knurrte ein Hund hinter ihm; er gehörte einem Bahnwärter, der ihn auf die Jungen gehißt hatte, weil es sein Heu war, in dem sie saßen. Fritz sah das Tier an; es war eine Art Promenadenmischung aus Dobermann und Terrier, mit den Beinen eines Dackels.

Er gab Guschi die Birne; dann schrie er das kläffende Tier an, das zurückwich. Inzwischen war der Bahnwärter nähergekommen und hißte den Hund von neuem. Die Jungen fürchteten mehr den Mann als die Promenadenmischung; sie kletterten den Bahndamm hinauf und liefen dann über die Wiesen. Der Hund bellte hinter ihnen her, und ehe sich einer versah, sprang er Guschi an und riß ihm die Hose von oben bis unten auf; der schrie so laut, als stünde er am Marterpfahl. Die Horde blieb vor Schrecken stehen; Fritz aber tobte auf das Tier los.

Mit eingeklemmtem Schwanz hoppelte der Mistätter durch die Wiesen zurück. Hinter einem Weidenbusch wurde Guschis Leid mit zwei großen Sicherheitsnadeln oberflächlich ausgebessert. Als er zu seinem Trost in die Birne hineinbiß, war sie mulschig. Über diese zweite Boshaftigkeit war er so wütend, daß er die Birne gegen einen Koppelpfahl warf.

Auf einem schmalen Feldweg kamen die Jungen zu der großen Conradyschen Windmühle. Da bellte schon wieder ein Hund. Guschi schoß diese Wiederholung so sehr in die Knochen, daß er umkehren wollte. Doch Alli pirschte sich auf das Grundstück hinauf und kam

mit der erlösenden Nachricht zurück, der Hund liege an einer Kette.

„Na, denn man los,“ sagte Fritz, und übernahm die Spitze. Im Obstgarten hinter dem Hause stand in einem Baum eine hohe Leiter. Eine große schlanke Frau, die wohl die junge Müllerin sein mochte, stand auf der Leiter und pflückte Äpfel. Durch die Dornenhecke, die den Garten umschloß, sahen die Jungen noch einen älteren Mann unter dem Baum stehen. Da Fritz von der Lauferei und auch von dem späten Nachmittag Hunger bekommen hatte, rief er bittend über die Hecke: „Fru, hebbens 'n Appel für uns?“

Die Frau auf der Leiter drehte sich nach den Jungen um, sah sie prüfend an, und fragte: „Woväl sünd ji denn?“

„Acht,“ antwortete Fritz; er hörte den Mann unter dem Baum sagen:

„Marie, schmiet ehr man 'n poor räwer.“

Über die Hecke wurden schöne reife Äpfel geworfen. Als Fritz sie zählte, waren es neun Stück. Den überzähligen bekam Guschi für die kaputte Hose und die mulschige Birne.

Auf einem Haufen Steine, so wie sie auf dem Felde beim Pflügen gesammelt werden, saßen schmausend die Jungen. Der Saft lief ihnen am Kinn herunter, und der Magen war zufrieden.

„Will'n nah Hus gahn,“ sagte Fritz und sah noch einmal auf die großen weißen Flügel der Mühle.

,Datt ward kolt,“ meinte Richard und machte seinen Rockkragen hoch.

Die Sonne stand hinter einer Wolkenwand; sie machte die Kimmung schwer wie Blei, das aus irgend einem fernen Tiegel kam und breit auseinander floß. Von Barnstorf und Biestow braute wehender Seenebel herüber. Er kam über das Land wie feuchter Dampf und näßte wie dünner Regen. Da verloren die Hagebutten ihr rotes Leuchten. Der silberweiße Altweiber-sommer wurde zu grauem Garn, die letzten Sonnenblumen froren so sehr, daß sie die Köpfe hängen ließen und die Körner verloren.

Der Herbst war wieder da und machte alles Laute still. Die langen Keile der Wildgänse zogen über die Dächer. Wenn sie des Abends, durch das viele Licht der Stadt beunruhigt, am dunklen Himmel umher irrten, dann klang ihr suchendes Schreien und Rufen lange in die Stille und ging nicht so leicht aus den Ohren.

Stadt und Äcker waren wieder grau, und die Menschen waren es zufrieden. Mochte im Süden der Erde die Sonne länger scheinen und also auch länger Wärme bringen und mochte das alles so in der Reihe sein, so blieb doch jeder gern dort, wo er großgezogen war und sich auskannte. Jeder mochte die harte Luft des Nordost und stand am Wasser, wo nichts und dennoch viel zu sehen war, und ließ sich naß regnen.

In diesem Herbst bekam Fritz Stimmbruch; er durfte daher in der Singstunde und auf dem Chor nicht mehr mitsingen. Das tat ihm sehr leid, zumal in der Kasse des Vereins „Immergrün“ sehr viel Geld war, das demnächst wieder in Blockschokolade angelegt werden sollte. Fritz tröstete sich aber mit Fiete und Richard, die auch beide Stimmbruch hatten. Fietes Vater hatte erzählt, das hinge mit dem Wachstum und mit der Vernunft zusammen, dagegen wäre nichts zu machen. Daß der Stimmbruch mit der Vernunft etwas zu tun hatte, merkte Fritz eines Abends, als sein Vater zu ihm sagte, er müsse einmal vernünftig mit ihm reden, und er solle sich jetzt ruhig hinsetzen. Das tat der Junge, und als dann der Vater fragte, was er werden wolle, sagte er sofort: „Unteroffizier.“

Hierauf wurde ihm erklärt, daß er das erst mit siebzehn Jahren werden könne, ob er darum nicht vorerst in die Tischlerlehre gehen wolle. Sein Vater sei ja auch Tischler, der Beruf ernähre seinen Mann, und es sei immer besser, vor der Soldatenzeit etwas gelernt zu haben, auch wenn man zwölf Jahre dienen wolle. Man wüßte nie, wie alles käme; und nirgends ginge es bunter zu als auf der Welt.

Fritz zog die Nase kraus; er konnte hierauf nicht antworten. Sein Vater wischte ihm übers Haar und meinte, er könne es sich ja bis Weihnachten überlegen.

Fritz besuchte Richard. Sie sprachen davon, was sie werden und lernen wollten. Richard wollte als Schiffsjunge zur See gehen und später Steuermann werden.

Auf seinen Reisen wollte er, wie er es schon lange vorhatte, in Borneo landen, um dort die Kopfjäger auszurotten. Den Häuptling wollte er mitbringen und ihn dem Barnstorfer Tierpark schenken. Fritz plierte unglaublich mit den Augen; das merkte Richard. Darum holte er seinen Atlas und zeigte sofort auf Borneo; er kam so in Eifer, daß er Fritz ausführlichen Unterricht gab. Nach einer Weile kam Fiete dazu und redete klug über Schiffsbau und Steamer. Er musterte Ostern als Maschinenbaulehrling auf der Neptun-Werft an. Gönnerhaft meinte er zu Richard, wenn er, Fiete keine anständigen Dampfer bauen würde, komme Richard überhaupt nicht nach Borneo. Wieder ging die Tür auf. Guschi kam herein. Er hatte seine Freunde auf der Straße nicht gefunden und war nun der vierte im Bunde. Guschi wollte Maler werden. Die Jungen kamen von Borneo über den Schiffbau zur Malerei und machten schließlich so einen Spektakel, daß Frau Schult sagte, sie sollten man nach unten gehen und dort weiterstreiten. Den Drücker der Haustür hatte Walter Harder aber schon in der Hand. Er wollte auch zu Richard; als er nun hörte, um was es ging, war er glücklich, daß er noch nicht konfirmiert wurde und ihm die Straße noch ein Jahr länger gehörte. Als die Laternenanstecker mit ihren Ölfunzeln kamen, waren sich die Jungen einig, daß Fritz Tischler lernen müsse. Dann gingen sie leise zu ihren Müttern. Es war noch Schummerstunde.

XI.

Die Zeiger der Rathausuhr kreisten Tag und Nacht, Herbst und Winter hindurch, und als die ersten gelben Blumen auf dem Unterwall und an den alten Mauern wieder blühten, zog Fritz einen schwarzen Anzug an. Er band ein steifes leinenes Vorhemd um, machte den hohen Kragen daran fest und band einen schwarzen Schlipps um. Dann zwängte er seine Hände in schwarze Lederhandschuhe, ließ sich einen Veilchenstrauß an den Rock stecken, nahm den schwarzen Regenschirm in die linke und das Gesangbuch in die rechte Hand, setzte den schwarzen, steifen Hut auf und ging mit seinen Eltern in die Kirche, um sich konfirmieren zu lassen. Sein schlimmster Feind war heute der hohe Stehkragen, der wie eine Säge an seinem Hals arbeitete; und als er auf der Straße zu schnell den Kopf drehte, weil Walter Harder ihn anrief, da hatte er das Gefühl, daß der Kragen ihm in die „Kieben“ schnitt.

„Watt een Tostand,“ dachte der Junge; „ditt 's düller as bi Lührer Bockholt.“

Die lange Hose fand er ebenfalls sehr hinderlich und ungewohnt; sie schlug beim Gehen gegen die Waden und um die Stiefel, als sei sie viel zu weit und zu lang.

Zu allem Überfluß kam ihnen auf der Straße noch die redselige Witwe Schwarz in den Weg.

„Ne, Fru Ehmke, watt süht de Jung nüdlich ut. Ne, watt is datt för 'nen nüdlichen Kunfimand.“

Fritz gab der Frau die Hand.

„Ne, Herr Ehmke, hei is as 'n Kavalier, hei nick-köpft direkt vörnähm.“

Fritz sagte nichts und dachte nur: „Wenn du wüßt, watt sonn'n stieben Kragen to bedüden hett.“

In der Kirche war alles feierlich, und der Pastor sprach sehr lange. Als der Schlußgesang gesungen wurde und die Glocken läuteten, wischten die Mütter mit ihren Taschentüchern im Gesicht herum, und Fritz sah, daß seine Mutter es auch tat. Vor der Kirchentür wünschten ihm die Eltern viel Glück für sein Leben; und weil sie es so herzlich taten und ihn dabei so gut ansahen, war es eine Freude für ihn, die zuhause noch größer wurde, als sein Vater ihm eine silberne Uhr mit Monogramm gab.

Zum Mittagessen kam der Patenonkel, Onkel Krischan, Tante Sophie und die Großmutter aus Marlow. Großonkel Nehls aus Warnemünde war nicht gekommen; er war noch auf seine alten Tage auf einem Fischkutter Magger geworden und war irgendwo in See auf Fang.

Der Patenonkel wußte als ein gebildeter Mann, was sich gehörte. Darum stand er auf, knöpfte sein Jackett zu, hustete einmal und begann eine Rede, in der er sagte, daß Fritz es nie wieder so schön im Leben be-

kommen würde, wie er es bisher gehabt hätte. Dann sprach der Mann von einem Schiff, das Fritz nun allein durch alle Klippen des Lebens in den sicheren Hafen zu steuern hätte, und von einem dornigen Weg, den er gehet müsse. Der Patenonkel sagte noch mehr und sprach so lange und so wichtig, daß währenddessen der Braten kalt wurde. Endlich kam der Schlußsatz, der mit dem üblichen „möge“ begann. Die Tischrunde atmete merklich auf. Fritz erhielt von dem Patenonkel ein Sparkassenbuch als Geschenk.

Während der großen Kaffeetafel am Nachmittag flüchtete er zu Fiete. Sie holten Guschi ab und gingen in die Stadt. Nach altem Brauch stiegen sie in eine Droschke, machten eine Fahrt durch die Straßen und ließen sich am Ende der Fahrt bei Konditor Kuhrt vorfahren. Dort aßen sie Windbeutel und Othello. Nach einer Weile kam Richard mit seiner „Braut“ in die Konditorei und erzählte seinen Freunden, daß er schon morgen in See stechen müsse, um rechtzeitig in Hull anzukommen. In gewaltigen Tönen sprach er von seinem Schiff, er tat, als wäre er der alleinige Herr auf dem Kohlenpott. Natürlich führte er nur deswegen so große Worte, weil seine Braut, Liesbeth Mahn, bei ihm saß, und seine Freunde nahmen es ihm nicht übel. Liesbeth konnte lachen, daß sie die Sonne zum Scheinen brachte; sie sah mit ihrem braunen krausen Haar sehr hübsch aus. Heute trug sie ein feines Kleid mit Spitzenbesatz, unter dem der weiße leinene Unterrock hervorblitzte. Die Handtasche aus reinem Krokodilleder war ein Geschenk, außer dem Taschentuch ent-

hielt sie noch eine Dose Veilchenpastillen und eine Tafel Nußschokolade, die Richard ihr geschenkt hatte. Fritz verabschiedete sich, stellte sich bei seinem Meister und der Meisterin vor und sagte dann allen lang- und kurzhosigen Freunden aus seiner Horde Bescheid, daß Richard morgen abfahren würde und deswegen alle am Strand zu sein hätten.

Richards Schiff lag zwischen der Koßfelder- und Schnickmannsbrücke. Die große mit Leinen bezogene Seemannskiste, ein Erbstück aus der Familie, war längst im Logis. Der Zoll und der Lotse mußten schon übernommen sein, denn das Fallreep wurde hochgezogen. Richard stand an der Reeling und winkte seinen Eltern und Geschwistern zu. Frau Schult wischte mit der Hand über die Augen. Fritz, der mit seiner Horde hinter ihr stand, sah es und setzte seinen steifen Hut in den Nacken, weil ihm plötzlich so warm würde. Es war doch eine komische Sache, daß nun einer von ihnen fortging. Nun winkte Richard zu den Jungen hinüber, und alle winkten wieder. Fiete, der einstige Revolverträger, Guschi Baumgarten, der Säbelfechter, Karl Beese, der Hornbläser, Karl Krull, der Fahnenträger, Walter Harder und der Lanzenwerfer Münz, Alli Behr und alle die andern.

Die Trossen wurden losgemacht und von der Winsch eingezogen. Rufe klangen über das Deck, und dann tutete der Dampfer dreimal. Der Ton ging über den Hafen, über die ganze Stadt. Viele Dampfer hatten bisher im Hafen getutet, doch dieses Tuten ging den Jun-

gen an die Nieren. Langsam kam das Schiff in die Fahrrinne. Richard winkte, seine Eltern, Geschwister und alle Freunde winkten wieder und wieder. Immer kleiner wurde Richard an der Reeling, und Fritz, das Adlerauge, bekam Zweifel, ob sie sich noch erkennen konnten. Er legte für alle Fälle beide Hände als Muschel über den Mund und schrie ein „Hallo—i—tü“ über das Wasser, das bis auf die Gehlsdorfer Seite zu hören war und auch von Richard gehört wurde. Das Schiff setzte mehr Fahrt auf und wurde kleiner und kleiner. Von Richard war nichts mehr zu sehen. Fritz sagte mehr zu sich als zu den andern: „Nu is hei wäg.“

Er steckte sein Taschentuch in die Hose. Scheu blickte er zu Frau Schult hinüber, die noch immer dem Dampfer nachsah. Still gingen die Jungen zurück, jeder an seinen Ort und zu seinem Dienst; und das alles kam bloß von der Konfirmation, wie Alli es richtig ausgedrückt hatte.

Durch den Abschied von Richard waren alle Jungen noch einmal zusammengekommen. Sie gingen nun hierhin und dorthin, wie die kleinen Teile und Sterne einer runden weißen Pusteblume, in deren Kugel der Sommerwind hineingeweht war, und die nun über das Land segelten, um am Ende irgendwo hängen zu bleiben; das eine im grünen Holzbusch, das andere im Blumenbeet und noch ein anderes am harten Koppelsleet. Einen Platz fand jedes.

Fritz glaubte, daß ihm nur der Meister etwas zu befehlen habe; als er aber einen Tag in der Lehre war,

merkte er, daß die Gesellen, der älteste und der zweitälteste Lehrling auch noch über ihm standen, und als er spät abends mit dem Ausfegen der Werkstatt fertig war, war die Meisterin auch noch da und gab ihm Aufträge. Er spannte die Wäscheleine für die Meisterin, ging zum Kaufmann, um Einkäufe für sie zu machen, und mußte ihre Fenster putzen. Diese Dinge waren gegen seine Würde, aber er schwieg und sagte nicht einmal zu seinen Eltern ein Wort. Tagsüber wurde der Junge in der Werkstätte herumgejagt und abends im Haus. So müde war er manchmal, daß der Schlaf beim Essen über ihn kam, und ihm der Löffel aus der Hand fiel.

Eines Morgens traf er auf der Straße Guschi im Malerkittel. Der machte ein verbiestertes Gesicht und hatte an dem weißen Kittel mehr Farbe als in dem Eimer, den er in der Hand trug.

„Fritz, is datt een Läben. Hüt morgen heff ich denn'n zweiten Mulbax von 'n Meister krägen.“

Fritz dachte an seinen eigenen Jammer und meinte: „Mulbax heff ick noch nich krägen, äwer mit 'n Kliesterpinsel hebbens ok all na mi smäten. Un bi mien Meisterin kümmmt ümmerirst ehr Hund un denn kam ick.“

„O, o, is datt een Jammer,“ sagte Guschi.

„Lat man, ward all wedder bäter. Möst di rewang-schiern, Guschi. Wenn mi de Meisterin to dull argern deihst, denn sup ick ehr batzweg de Melk ut, un denn denkt sei, datt hett dei Katt makt.“

Guschi lachte.

„So dumm bünn ick ok nich, Fritz. Ick lat mi ok nik
gefall'n, äwer datt Läben is verdammt suer.“

Die Jungen gingen auseinander. Fritz hatte Holz-
schauben und Nägel geholt, und der Meister wartete
darauf.

Die Lehrzeit nahm das volle Leben in Anspruch, und
nur in der Gewerbeschule am Steintor konnten die
Jungen hin und wieder einmal ruhig Luft holen, ob-
wohl der Direktor Hallier überall und nirgends war,
und keine rechte Ruhe aufkommen ließ. Darum blieb
Fritz nur der Sonntagnachmittag, an dem er seine
Eltern besuchte und glücklich war, daß keiner mit ihm
schimpfte oder ihn kommandieren wollte. Lange Zeit
konnte er seiner Mutter beim Stricken zusehen, es
brauchte niemand mit ihm zu reden. Ihm genügte es,
zu fühlen, daß er zu Hause war. Das Aufpassen auf die
kleinen Geschwister hatte nun Gertrud übernommen.
Pöpping war schon ein stämmiger Dreikäsehoch ge-
worden, und die Aufsicht darüber war jetzt leichter.

Die Straße gefiel ihm immer noch. Es war dieselbe
gute alte mit Kopfsteinen; aber die Jungen, die dar-
auf spielten, waren ihm meist fremd geworden. Einmal
lief ihm Adolf über den Weg. Fritz staunte über sein
Aussehen. Adolf trug kurze, braune Hosen, eine Joppe
und einen Rucksack, über dem ein schwarzer Koch-
kessel hing. Adolf erklärte Fritz, daß er Mitglied im
Wandervogel geworden sei, und zeigte ihm seine Auf-
nahmekarte, auf der ein Spruch von Goethe stand.

„Was ich nicht erlernt habe, habe ich erwandert.“ Fritz wunderte sich nicht weiter über Adolf, denn dieser war schon in der Schule ein Besonderer gewesen und seine eigenen Wege gegangen. Etwas Unrechtes konnte es nicht sein, was Adolf tat, sonst würden sie ja keine Freunde geworden sein.

Fiete Bollhagen hatte es auf der Neptun-Werft als Schiffbaulehrling besser als Fritz. Er kam jeden Abend nach Hause und schließt bei seinen Eltern. Mit Schraubenschlüsseln und Nieten hatten die Schlosser und Arbeiter schon nach ihm geworfen, aber Fiete war flink wie ein Wiesel und ließ niemand an sich herankommen.

Mitlerweile wurden die Jungen größer und die Stadt ebenfalls. Zwischen dem Bahnhof und der Schwaaner Landstraße wurde ein neues Stadtviertel gebaut.

Durch die Hauptstraßen durften weder Schafe noch Kuhherden getrieben werden, weil sie die aufkommende Automode gefährdeten.

Hennings, der Petroleummann, bekam eine harte Konkurrenz. In vielen Häusern wurde elektrisches Licht gelegt, und manche gute alte Petroleumlampe wurde auf den Hausboden gestellt. Sie hatte schöne und bunte Stunden zwischen den Menschen in den Stuben erlebt. Sie konnte auch gut erzählen, aber niemand war in ihrer Nähe, der etwas von der Poesie eines singenden Lampendochtes wußte. So blieb sie still, wurde vergessen und hüllte ihre Kuppel in Staub und Spinnweben.

In einem Jahre geschah wieder etwas Besonderes. Alle Straßen der Stadt wurden klapptief aufgerissen, und große Zementröhren wurden hinunter gelassen. Als die Buddelei fertig war, hieß es, die Stadt hätte eine Kanalisation erhalten. Beim Ausschachten wurden vielen alten Bäumen die Hauptwurzeln durchschlagen; sie standen nun dürr und absterbend in den Straßen. Die Jungen sahen es, weil sie jeden Baum kannten.

Fritz war inzwischen zweitältester Lehrling geworden, und Guschi brauchte den zweirädrigen Malerwagen nicht mehr zu schieben, er ging nebenher. Fiete begeisterte sich für jeden Dampfer am Strande, las fleißig in Fachbüchern und kannte schon den Sinn der Formel a^2 plus Amboß mal Vorschlaghammer.

Adolf, als zukünftiger Handlungsgehilfe, wurde alltags wenig gesichtet; und sonntags wanderte er in Kniehosen, mit seinem schwarzen Kochtopf auf dem Rücken, durch die Heide, sammelte seltene Blumen und kannte den Strand der See bis nach Fischland hinauf.

Fritz, Fiete und Guschi gingen häufig zu Frau Schult, dort wurden ihnen die bunten Ansichtskarten aus den fremden Ländern gezeigt, die Richard schickte, und mancher Absatz aus einem Brief wurde vorgelesen. Immer stand ein Gruß für seine Freunde darin, und einmal war sogar ein Gruß für Fritz Ehmkes Schwester Gertrud mit dabei. Die hatte auch schon die Schule verlassen und lernte Köchin.

Als die Jungen allein waren, erzählte Fritz, daß Liesbeth Mahn mit Alli Behr ginge, und davon hätte

Richard wohl etwas erfahren. Zwei Jahre war er schon fort, er wußte nicht, daß die Stein- und die Kröper-linerstraße Asphalt bekommen hatten und daß die Wallstraße, wegen der Vornehmheit der anliegenden Promenade, mit Holzpflaster belegt worden war.

An einem Sommertag war in Barnstorf die ganze Stadt versammelt, obwohl kein Sedantag war. Fritz, Guschi und Fiete saßen oben in einer Baumkrone, sie warteten auf den ersten Aeroplan, den ein Herr Grade fliegen wollte. Während des langen Wartens erzählte Fiete, der auf einem schwankenden Ast saß und immer knapp vor dem Herunterfallen war, seinen Freunden fachmännisch von Explosionsmotoren, Tourenzahl und Pferdestärken, so daß ihre Neugierde immer größer wurde. Endlich brummte ein Motor, dann stieg da etwas mit hellen Tragflächen in die Luft, und zwischen den vielen Stangen saß ein Mann. Fritz machte „Bras-senaugen“; Guschi schrie:

„Jungedi!“ aber Fiete blieb die Sprache weg.

Einige alte Frauen, die unter den Jungen auf dem Waldboden standen, riefen: „O Gott, o Gott!“

Eine alte Frau deckte ihre Augen mit der Hand zu und sagte: „Ditt lett uns' Herrgott sick nich gefall'n, nu geiht de Welt unner.“

Doch die Welt ging nicht unter, auch an dem Tage nicht, an dem das Luftschiff „Hansa“ wie eine schmale,

silberne Wolke über der Stadt kreuzte und den Rostockern vor Begeisterung der Atem stockte. Wohl war die Welt stark unruhig geworden, aber die alte Stadt blieb stehen. Jeder Junge fand das Schürzenband seiner Mutter wieder, und wenn es draußen kalt war, konnte er getrost und stillvergnügt ins Ofenröhrlangen, die Kaffeekanne oder ein Bratapfel waren immer darin.

Aus rauen Fohlen werden glatte Pferde, aus wilden Jungen manierliche Jungmänner.

Fritz machte seine Gesellenprüfung. Als er sie bestanden und seinem Vater sein Gesellenstück übergeben hatte, ging er zu den Neunzigern und meldete sich freiwillig. Er wurde angenommen. Der Feldwebel war schlimmer als sein Lehrmeister mitsamt Meisterin und Gesellen. Der Korporal sah so böse aus, als hätte er zwei Rekruten verschlungen und wollte beim dritten anfangen. Als die Kompanie antrat, kam auf Fritz ein großer, dunkler Rekrutengefreiter zu und gab ihm die Hand. Fritz wußte den Mann, trotz vielem Nachdenken, nicht hinzubringen. Als dieser aber „Julius“ sagte, da fielen ihm alle Einzelheiten jenes Tages ein, an dem Alli sich die Hosen für Julius strammziehen ließ, weil er kein gemeines Wort aussprechen wollte.

Fritz und Julius wurden gute Kameraden. Julius half, wo er nur konnte, denn Fritz hatte Pech gehabt und den schärfsten Korporal der Kompanie erwischt.

Im Sommer 1914, in welchem Fritz im zweiten Jahr diente und die Gefreitenknöpfe trug, roch die Erde angesengt. Die Zeit war schwül, sie machte das Atmen schwer, und die Sonne hing jeden Abend wie roter Mohn über der See.

Dann kam ein Tag, an dem ein junger Leutnant im Helm, den Sturmriemen unterm Kinn, vor einer Gruppe Kaiserfüsiliere stand. Der Tambour schlug einen Wirbel. Die Trommel verklang, der Offizier las von einem Dokument Worte ab, die wie ein Befehl lauteten. Als er schwieg, wußten die vielen Umstehenden, daß es Krieg gab.

Eine große und stolze Begeisterung kam über alle Menschen. Sie gaben, was sie besaßen, und noch mehr. Sie sangen vergessene Lieder und ließen neue dazu erklingen. Trotzdem waren sie sparsam mit dem Wort und wirkten mit der Tat.

Vor der roten Kaserne in der Ulmenstraße standen in langen Reihen junge Männer und alte Väter zur Meldung für den kriegsfreiwilligen Dienst. Sie ließen harte Reden der Feldwebel über sich ergehen, und wurden von den Posten zurückgedrängt, trotzdem blieben sie vor dem Kasernentor stehen. Fritz sah sie von seinem Fenster aus. Viele kannte er von der Schule oder von Ansehen her. Er sah auch Fiete und Adolf dazwischen, und er traute seinen Augen nicht, als Sellschopp, der Rektor der Wallschule, über den Kassernenhof ging.

Beim Appell am Sonntagmittag wurde der Gefreite Fritz Ehmke vom Hauptmann zum Unteroffizier befördert, weil einige alte Korporäle als Ausbilder zurückbleiben mußten. Die Handwerksstuben waren so sehr mit Arbeit überlastet, daß Fritz nicht so lange warten mochte, bis ihm die neuen Litzen aufgenäht werden konnten. Er hatte nur eine Stunde Urlaub und wollte noch von seinen Eltern Abschied nehmen. Darum ließ er sich vom Schneider ein Stück silberne Litze geben.

Auf dem Wege in die Altstadt begegnete er Guschi mit einem Pappkarton, der wollte noch abends nach Parchim fahren und sich freiwillig bei den Dragonern melden. Fritz ging lachend weiter, und weil er heute mehr denn je an seine Schulkameraden erinnert worden war, dachte er auch an Lehrer Bockholt und sagte im Stillen zu sich: „Deine Klasse wird mit der acht- und neunziger Knarre eine anständige Weltgeschichte machen. Worauf du dich verlassen kannst, brauchst keine Angst zu haben.“

Zu Hause setzte sich Fritz noch einmal an die Seite des Tisches, in der er einst, als äußeres Zeichen, daß es sein Platz war, eine kleine Kerbe hineingeschnitten hatte. Er aß sich jene Stelle des Leibes zurecht, wo das Koppel sitzt. Seine Mutter nähte inzwischen die Litzen an den grauen Rock und machte ihn so eigenhändig zum Unteroffizier. Lachend stand er vor ihr und

machte sich fertig. Die Zeit war knapp. Mit frohen Worten und lustigen Ermahnungen gab er seinen Schwestern die Hand, und dann gab er sie seinem Vater. Diese beiden Hände blieben etwas länger ineinander, die Augen sahen sich auch etwas länger an, aber nicht so lange, daß es jemand gemerkt hätte. Die Mutter gab ihm noch einige Äpfel aus Rövershagen und strich leise mit der Hand über den grauen Rock.

„Kumm wedder, mien Jung,“ sagte sie.

Fritz lachte. „Worümm soll ick nich wedderkamen, Mudder?“

Dann drückte er ihr die Hand, rief: „Adschüs ok,“ und polterte mit seinen Stiefeln die Treppe hinunter.

Um Mitternacht wurde bei leisem, warmem Regen das Regiment auf dem Güterbahnhof verladen. Als das Einsteigen befohlen wurde, sah Fritz noch einmal in die Nacht hinein, dorthin, wo er den Petriturm wußte. Dann stieg er in sein Abteil; er spürte den Duft der Blume, die er am Rock trug.

Der Zug ruckte an.

„Adlerauge“ ging auf den Kriegspfad.

Gesichte und Gestalten um Theodor Jakobs

„Sein Herz kommt von der Front,
und darum versteht ihn jeder...“

Vor mir auf dem Schreibtisch liegt, begleitet von einer freundlichen Widmung des Dichters Theodor Jakobs, die soeben erschienene neueste Auflage seines vierten Buches, das sich „Drahtverbau und Blaue Bohnen“ nennt. Ist es die Erinnerung an eine kürzliche kameradschaftliche, besinnlich-anregende Plauderstunde mit dem Verfasser, sind es die ansprechenden, federgezeichneten Bierleisten, die Albert Reich den einzelnen Geschichten voranstellt, ist es die magische Gewalt der Zahl „Zehntes Tausend“, die vom wachsenden Erfolg von Dichter und Buch kündet und Anlaß sind, daß man schneller, als es sonst wohl in der Vielbeschäftigung der Tage geschieht, zu diesem Buch greift...? Wie es so geschieht: Man hält beinahe wie selbstverständlich, gleich einem von lieber Seite erhaltenen Seidenband, daß man lieblosend um die Hand windet, ein Blatt des Buches zwischen zitternden Fingern, der suchende Blick gleitet über Seiten hin und haftet an einem Namen, der Name aber wird zu einem Gesicht, und aus diesem Gesicht formt sich die Gestalt — aus Gesicht aber wird Gestalt, brechen Gesichter und Gestalten hervoer, um Auge und Herz zu umklammern, daß man nicht mehr davon loskommt...

Szenen im Scheinwerfer.

Das ist das Bestrickende, das der Dichter Theodor Jakobs ausübt: Mit wenigen bezeichnenden Strichen baut er eine Szene vor dem Betrachter auf, die in den Umrissen wie ein Schattenbild vor dem Hintergrunde steht und doch so leuchtend und gleichsam durchsichtig ist, daß die in ihr geschlossenen Gestalten wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers greifbar nahegerückt sind.

Ich spreche von „Gesichten und Gestalten“ in diesem seltsamen Buche, das „Drahtverbau und Blaue Bohnen“ heißt und mit solchem Titel gleichsam den Schutz des versteckten Spottes als feinen Schleier vor die Wirklichkeit setzt. Denn die Eingangserzählungen, zwischen deren Lachen und Soldatenfröhlichkeit plötzlich ein Wort den Atem stocken läßt — das Wort „Mutter“ —, sind nichts anderes als Stufen, die zu einem Dom hinaufführen. Wenn auch zwischen den Stufen Gras wächst und die Stufen zertreten sind — hier und da liegen Blüten, Blüten, die der Wind von einem Frühlingsbaum bis hierher trug, und die Säulen schmücken vom Glanz der Ewigkeit gezeichnete Gestalten, die Schwerter um die Hüften tragen und Dornenkrone um die Stirn...

Der Weihnachtsbaum des Afrikaners.

Mein Blick fällt auf den „Afrikaner“: jenen Major, den seine Leute niemals lachen sahen und der doch das Gemüt eines Kindes hat; der das Heimweh seiner Soldaten förmlich körperlich spürt — und ihm darum den Weihnachtsbaum anzündet, den keiner mehr erwartet, da der Marschbefehl die „Nacht der hohen Sterne“ zerreißt und keine Begnadung bescheren will: „Alle aber blickten in die wunderbare Helle und sahen dann, unbeweglich, das Pferd lose am Zügel, die Rechte grüßend an der festgewachsenen Mütze, neben der Tanne ihren „Afrikaner“ stehen. Kein Befehl wurde gegeben, kein Wort gesprochen — und dennoch: die nächsten Schritte wurden zum Parademarsch. Das letzte Rad der Gefechtsbagage war vorübergerollt. Der „Afrikaner“ stieg auf und ritt zurück — einsam“ ...

Vom Sinn des Krieges.

Ein anderes Bild: Der — von seinem Kameraden ob seiner Schießfertigkeit so genannte — „Wildschütz“!

Es bedarf keiner lauten Worte, ihn vorzustellen. Ihn offenbart die Tat: „In einer Nacht ging er freiwillig Patrouille“ — damit ist alles gesagt. Alles? Nein; denn bei einem wahrhaften Dichter bleibt immer ein Etwa, das ungesagt zwischen den Zeilen hängt und — doch mehr enthält an Geheimnissen als vieler Worte Schwall. Stockt dir selber, der du dies liest, nicht der Atem, wenn du vom „Wildschütz“ hörst, wie er beim toten Gefangenen steht, den er aus dem Graben holte: „Plötzlich kam ihm der Gedanke, ob der Tote wohl Kinder zu Hause haben könnte. So schritt er grüblerisch durch den Graben und erzählte dem Freunde von seinen Gedanken. Dieser lachte und wollte den Sinn des Krieges erklären, aber der „Wildschütz“ antwortete, daß das der Weiseste unter den Sternen nicht mehr könne... Und diese Nachdenklichkeit hatte nicht nur hier, sondern in allen Unterständen des Krieges ihr Heimatrecht, und jegliche Worte hütete die warme Erde“...

Das Deutschlandlied des 18. Oktober.

Nicht ein Bild — nein: Hunderte von Einzelbildern eines großartigen Schlachtenpanoramas stürzen einem entgegen in der Skizze: „Westlich von Langermarck“. Wir erleben den Kampf der „jungen Regimenter“, der am 18. Oktober 1914, am Völkerschlachttage, Flanderns Ebene durchblutet, um sich am 22. Gilhart und am 10. Nebelung zu wiederholen — dem Feinde entgegen, mit den Klängen des Deutschlandliedes auf den Lippen. Nur einen kurzen Satz schreibt Theodor Jakobs über die Schwere dieses Geschehens: aber dieser eine Satz zerfurcht, der Pflugschar gleich, die Scholle, auf der die Toten liegen: „Dem Kommandeur fror das Herz“...

Der Krieg ist aus!

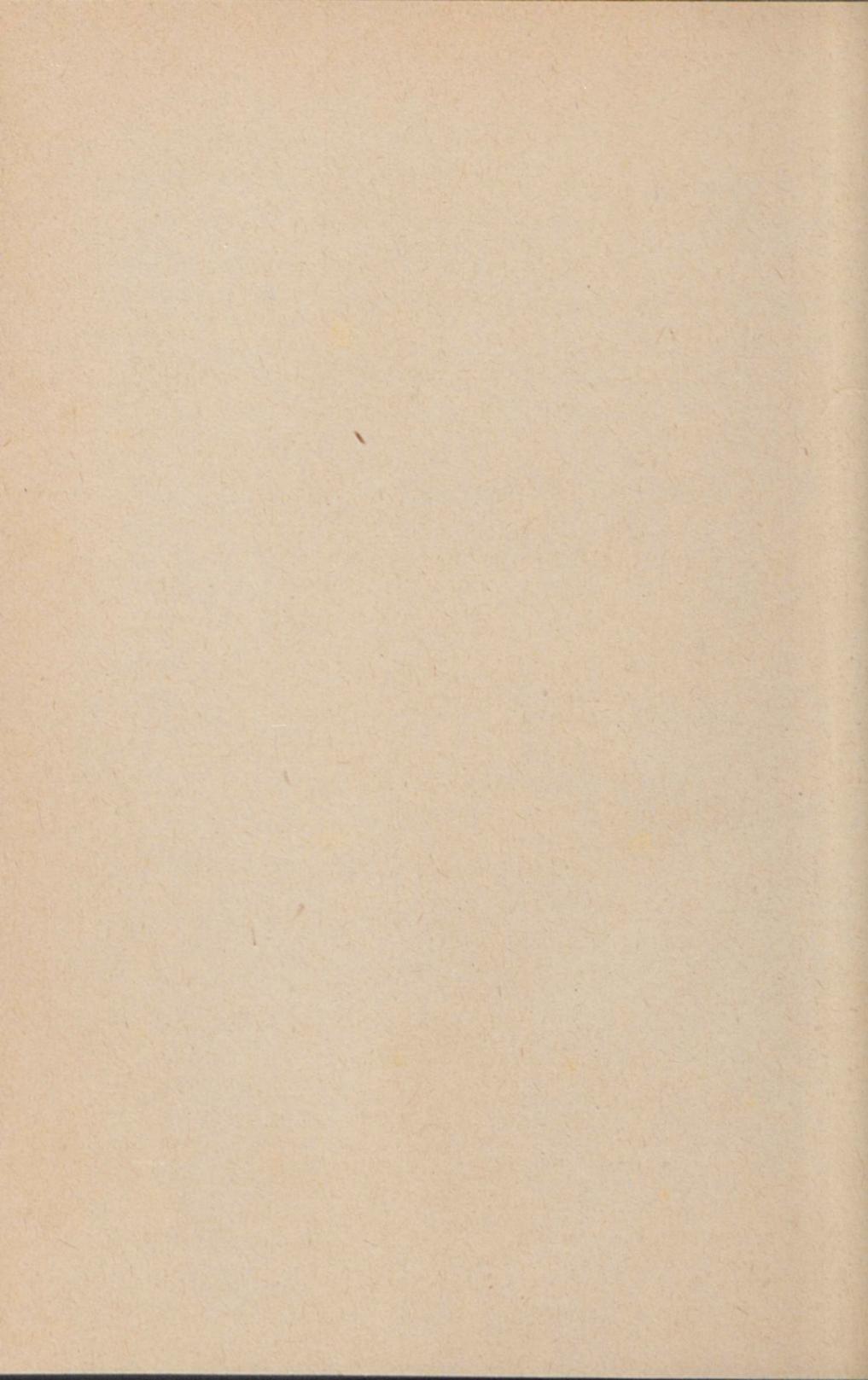
Man möchte das Buch nach diesem Bild, das schon Gemälde und Geschichte geworden ist, aus der Hand legen, weil die Erinnerung an jene Tage, die Josef Windler einen „Irrgarten Gottes“ nannte, allzu stark geworden ist; dennoch wird man gebannt bis zum letzten Federstrich des Dichters. Es ist, als ob sich hier noch einmal alle Strahlen vereinigen, die wie in einem Brennspiegel gesammelt sind. Aber es ist nur mehr der Abgesang und der Abglanz des müden Abends, in nebelnasser, flandrischer Dunkelheit, darin „eine kleine Uhr leuchtet und der breite Stahl eines Seitengewehrs in starrer Faust — der Stahl ... blank...“

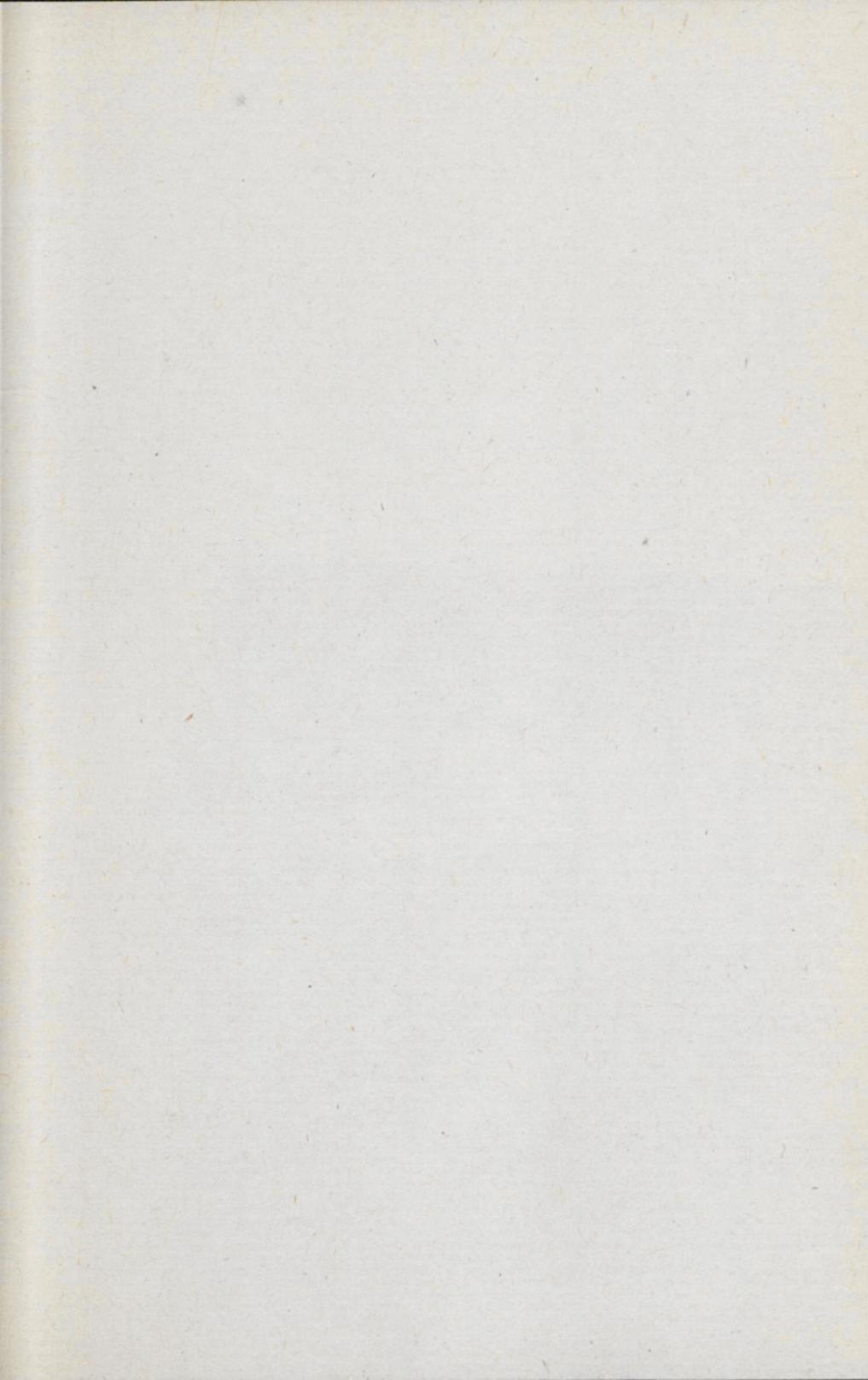
Wo das geschah? Bei „Doornik an der Schelde“, wo der letzte deutsche Leutnant mit seinem Melder den Fangschuß der Engländer erlitt im selben Augenblick, da Deutschland seinen Todesstoß empfing mit jenem schrillen Signal „Der Krieg ist aus!“...

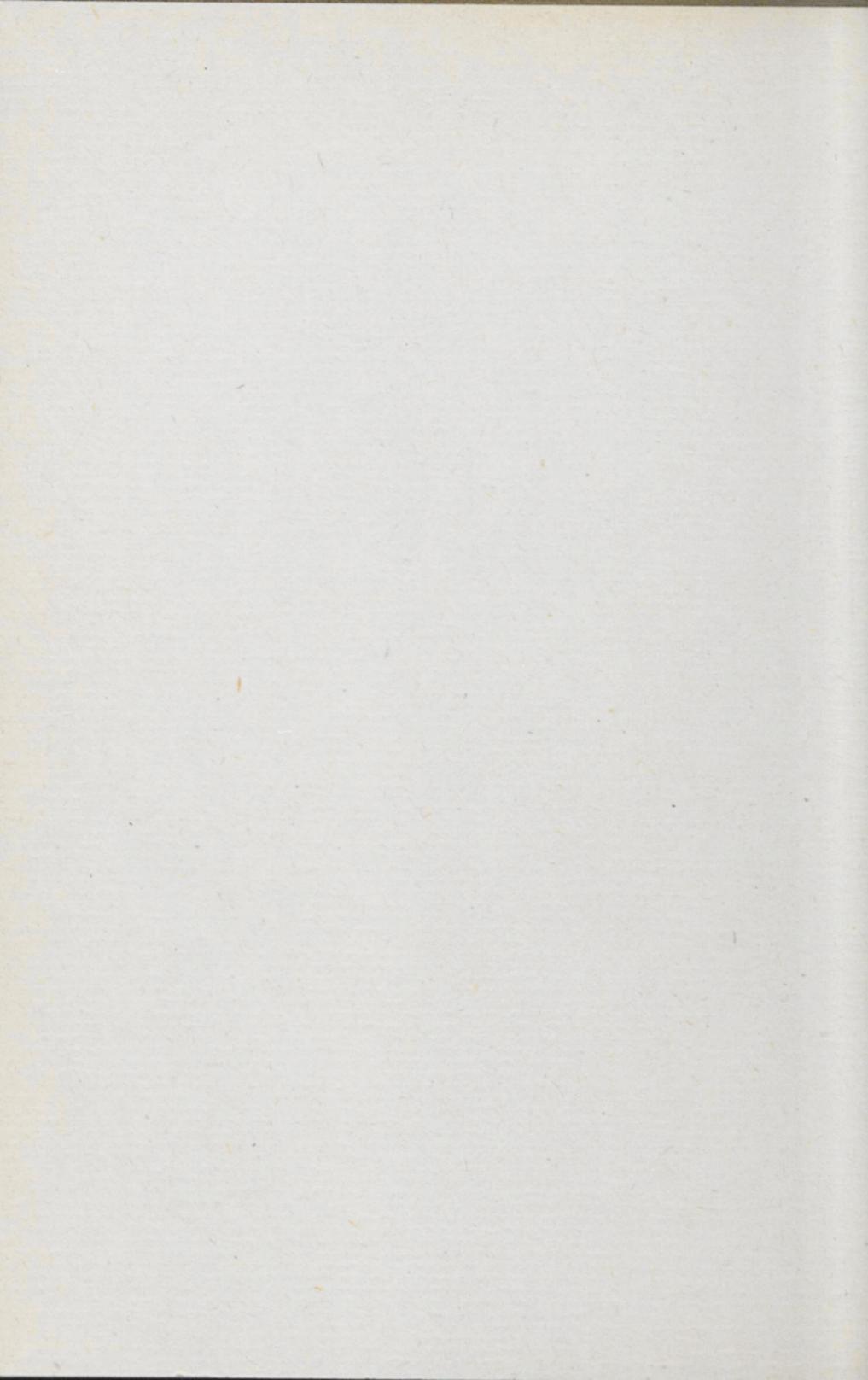
Das Hohelied des deutschen Soldaten.

„Das Hohelied des deutschen Weltkriegssoldaten“ singt als unsterbliche Melodie der Frontdichter Theodor Jakobs. Ver nimmt du es, Kamerad? Hörst du, du deutsches Volk, die Ehrensalve über dem Grab von damals: „Kerle bleiben wir, du und ich!“?

Aus solchem Blut lohnt der deutsche Morgen von 1933, aus solcher Saat leimt die Freiheit, die des Führers auf zum Schicksalstriege von 1939 uns gewinnt. Dr. Walther Egger.







Gewuertzen und Zelotienfischen Meer in mehr als 50 Kilometer ausreichendem Abstand zwischen
Gefüle eine Reise modernster Seefahrtungsschiffen mit toller
einander, das nordöstliche am 9 Kilometer von Welle zu Welle
laufenden mitteleuropäischen Karavanseräben nachtschwarz
Gin sieben, für sich allein schon über 10 Kilometer reifes

Gesichte und Gestalten um Theodor Jacobs

„Sein Herz kommt von der Front,
und darum versteht ihn jeder...“

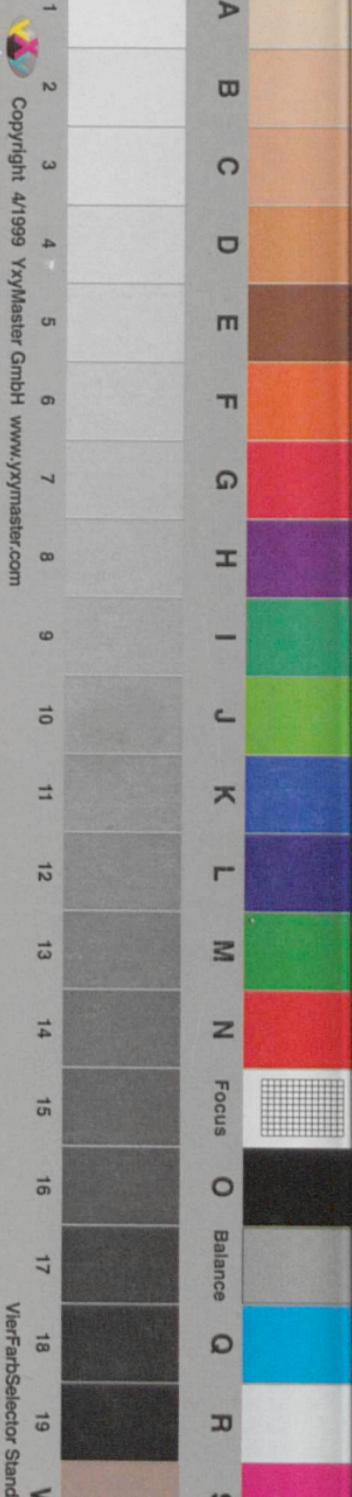
Vor mir auf dem Schreibtisch liegt, begleitet von einer freundlichen Widmung des Dichters Theodor Jacobs, die soeben erschienene neueste Ausgabe seines vierten Buches, das sich „Drahthaus und Blaue Bohnen“ nennt. Ist es die Erinnerung an eine kürzliche Kameradschaftliche, besinnlich-anregende Plauderstunde mit dem Verfasser, sind es die ansprechenden, federgezeichneten Bierleisten, die Albert Reich den einzelnen Geschichten voranstellte, ist es die magische Gewalt der Zahl „Zehntausend“, die vom wachsenden Erfolg von Dichter und Buch kündet und Anlaß sind, daß man schneller, als es sonst wohl in der Vielbeschäftigkeit der Tage geschieht, zu diesem Buch greift...? Wie es so geschieht: Man hält beinahe wie selbstverständlich, gleich einem von lieber Seite erhaltenen Seidenband, daß man lieblosend um die Hand windet, ein Blatt des Buches zwischen zitternden Fingern, der suchende Blick gleitet über Seiten hin und hastet an einem Namen, der Name aber wird zu einem Gesicht, und aus diesem Gesicht formt sich die Gestalt — aus Gesicht aber wird Gestalt, brechen Gesichte und Gestalten hervor, um Auge und Herz zu umklammern, daß man nicht mehr davon loskommt...“

Szenen im Scheinwerfer.

... das der Dichter Theodor



1940
T.M. Frankenhardt



Zeugnisse brachten Unzufriedenheiten unten in manche Familie, alle schimpften auf. Nun sollten plötzlich alle Jungen Prinz Knaben in den Augen der Eltern sein. Nun hatten Schuld. Auch bei Hanning Klöres leidigte Mutter an. Er hörte ruhig und endlich seine goldene Brille ab und sagte er aus einem Schweinetrog keinen Geigen könne, aus ihrem Jungen also auch nicht.

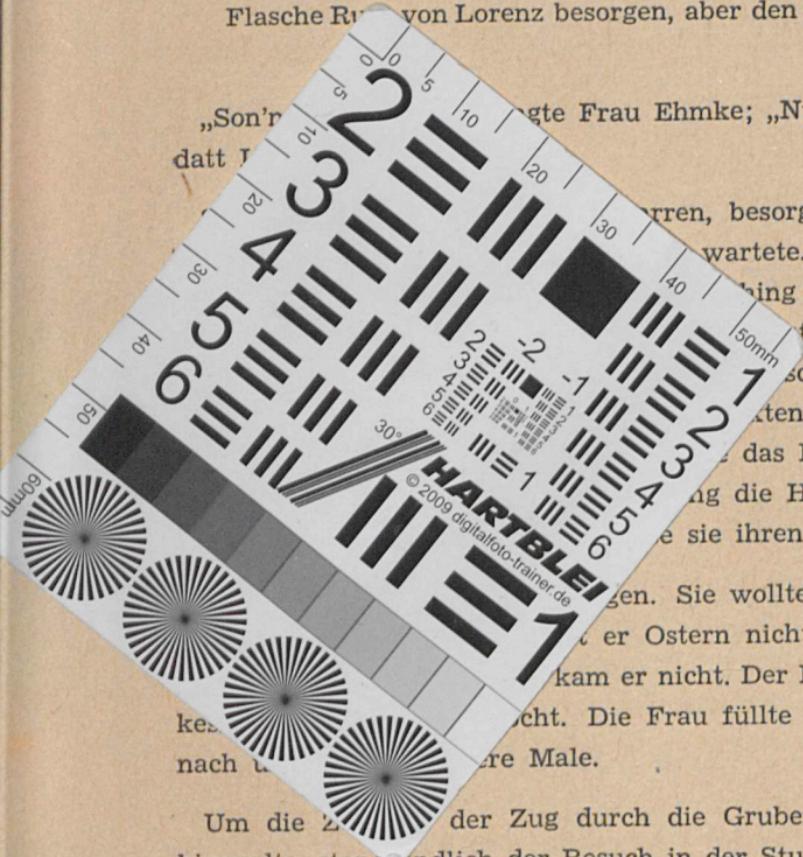
Die Jungen waren froh, daß sie verwaren, warfen ihre Schulmappen auf und liefen auf der Straße herum wie eine Jagd, die zum ersten Male auf die Weide kam.

Fritz ging in die Dalwitzhöfer Wiesen für die Osternester, pflückte gelbe Blumen und sich an der Welt.

Am Tag vor Ostern bekam seine Mutter aus Warnemünde. Der war sehr schlecht und es dauerte einige Kaffeetassen lang, bis die Worte entziffert waren. Er schrieb:

„Liebe Wieschen. Ich komme gern, für die Einladung. Aber woans das? Ich und die Eisenbahn? Du rein von Gott verlassen. Solange irdischen Beine noch tragen, sollen Wasser sehen, und meine Hände sollen von einem Schiff anfassen. Nee, ich

Wasser zu Euch, wozu haben wir sonst die Warnow? Ich fahre mit einem Ludewigschen Schlepper, und das geht keinem Stadtmenschen was an, und einem Bauern kümmert das nicht. Sag' man Karl, was Dein Mann ist, Bescheid, er soll eine Flasche Ruß von Lorenz besorgen, aber den guten.“



Um die Zeit bis zum Ostern kam der Zug durch die Grubenstraße bimmelte, stand endlich der Besuch in der Stubentür: Klaus Nehls. Sein Gesicht war rot und gesund wie reife Erdbeeren, und der weiße Bart rundherum war wie ein Rahmen aus Flockenschaum. Ein Lachen stand